Grete Anzengruber, Peter Malina,
Susanne Pirstinger, Elke Renner

Verordnete Feiern – gelungene Feste

Überlegungen und Anregungen
zur Festkultur in der Schule

Schulheft 84/1996

Das *schulheft* kostet im Abonnement (4 Nummern) inklusive Versand öS 280,–. Für Deutschland und die Schweiz: DM 40,–/sFr 40,–. Für Auslandsabos: Versandkosten extra.
Preis dieser Einzelnummer: S 120,– zuzüglich Versandkosten bzw. DM 18,–/sFr 18,–, Versandkosten extra.
Ein **Förderabonnement** zur Unterstützung des *schulheft* kostet öS 500,–/DM 70,–/sFr 70,–.
Abonnements gelten automatisch als verlängert, wenn sie nicht spätestens 10 Tage nach Erhalt der letzten bezahlten Nummer abbestellt werden.
Bankverbindung: PSK 7367.904

Redaktion: Grete Anzengruber, Peter Malina, Susanne Pirstinger, Elke Renner
Umschlaggestaltung: Josef Seiter
Layout: Peter Sachartschenko

Impressum:
ISBN Nr. 3-901655-04-2
Medieninhaber, Herausgeber, Verleger: Verein der Förderer der Schulhefte, 1170 Wien, Rosensteingasse 69/6. Alle Rechte vorbehalten. Verlags- und Herstellungsort: Wien.
Hersteller: Remaprint, 1160 Wien, Neulerchenfelder Straße 35
Vertrieb: Pädagogischer Buchversand, 1080 Wien, Strozzigasse 14–16
Tel. und Fax: +43-1/408 11 20
Herausgeber/innen:
Grete Anzengruber, Gerhard Bisovsky, Anton Hajek, Norbert Kutalek, Heidrun Pirchner, Susanne Pirstinger, Editha Reiterer, Elke Renner, Josef Seiter, Michael Sertl, Karl-Heinz Walter, Reinhard Zeilinger, Johannes Zuber.
Offenlegung laut § 25 Mediengesetz
Unternehmensgegenstand ist die Herausgabe des *schulheft*. Der Verein der Förderer der Schulhefte ist zu 100% Eigentümer des *schulheft*.
Vorstandsmitglieder des Vereines der Förderer der Schulhefte:
Susanne Pirstinger, Gerhard Bisovsky, Grete Anzengruber, Elke Renner, Michael Sertl.
Grundlegende Richtung: Kritische Auseinandersetzung mit bildungs- und gesellschaftspolitischen Themenstellungen.

Inhalt

Zur Entstehung und zum Inhalt dieses *schulheftes* 5

VERORDNETES FEIERN

Klaus Bergmann
„Kalender-Geschichte".
Ein geschichtsdidaktischer Problemfall 7

Anton Staudinger:
„Durch Gedenkfeiern gelegentlich zur Vergessenheit emporgehoben..." Anmerkungen zur Funktion von Gedenktagen und zu grassierender Jubiläumshistorie 22

Peter Malina
„Aber es wurde uns nichts geschenkt..."
Zur staatsbürgerlichen Erziehung der österreichischen Schuljugend in Fest- und Feiergaben in den 50er und 60er Jahren 36

Ursula Gerum, Manuela Mittergeber
„...eine nationale, eine volkswirtschaftliche Pflicht".
Festtage und Kommerzialisierung 49

GELUNGENE FESTE

Grete Anzengruber
Das war (ke)ein gelungenes Schulfest!
Ein schuldidaktischer Problemfall 61

Gertrude Huber
Das Fest kann beginnen!
Feiern in der Grundschule 67

Ivo Zopf
Wozu Feiern mit Musik? 72

Gert Wagner
Was wäre ein Dorf ohne Volks-Schul-Feste? 76

Susanne Pirstinger
Bekanntes und Unbekanntes. Feste und Feiern im interkulturellen Lernen 81

MATERIALIEN

Zum Nationalfeiertag:
Gustav Spann:
„Tag der Fahne" und Nationalfeiertag. Nationales Feiern zwischen staatstragendem Zeremoniell und Volksfest 87

Zum Muttertag:
Karin Tscherne:
Von BlumenhändlerInnen, Kinderreichen, KriegshetzerInnen und anderen Besorgten: Und jeden Mai ist Muttertag 99

Zum 1. Mai
Inge Weinberger:
Geschichte des 1. Mai. Eine Zusammenfassung 108

Zweimal 1. Mai 112

KEINE FEIER OHNE FESTREDE!

1885:
Festrede zur Eröffnung der LehrerInnenbildungsanstalt in Wien 115

1946:
Der neunhundertfünfzigjährige Baum. Festrede des Oberlehrers von Frankenfels . (Einleitung Ernst Langthaler) 124

1989:
Rede der SchülerInnen des BRG II Wien zur Enthüllung der Gedenktafel für die im Jahr 1938 vertriebenen jüdischen SchülerInnen 132

NOCH EIN GRUND ZUM FEIERN:

20 Jahre *schulheft*
Norbert Kutalek 137
Aus demVorwort des *schulheft* Nr 1/1976 139

AutorInnen 142

Zur Entstehung und zum Inhalt dieses *schulheftes*:

Aufgetaucht ist die Idee für dieses *schulheft* zum Thema „Jubiläen und Feiern" in der Schule im Zusammenhang mit den Vorankündigungen der verschiedenen Medien zum Jubiläumsjahr 1996. Es war zu erwarten, daß die Schulen in diese Feierlichkeiten möglichst eng miteinbezogen werden sollten. Deshalb meinten wir, uns mit diesem verordneten Feiern kritisch auseinandersetzen zu müssen. Geplant war auch, Berichte von den verschiedenen schulischen Aktivitäten zu sammeln und an unsere LeserInnen weiterzugeben.

Dieses Konzept mußte jedoch bald geändert werden: Zu unübersichtlich war die Zahl der offiziellen Einladungen und Veranstaltungen verschiedenster Interessensgruppen und zu gering war unsere Kenntnis von interessanten aktuellen Schulprojekten, um sie fundiert zum Gegenstand einer Schulheftenummer zu machen. Zudem erschienen inhaltlich wichtige Auseinandersetzungen mit dem Millenium in den einschlägigen Fachzeitschriften.

Aus diesen Gründen verlagerte sich unser Interesse auf die Frage, wie es grundsätzlich mit der Festkultur an den Schulen stehe.

Dabei fiel uns auf, daß es über Feste und Feiern im Schulalltag wohl Anleitungen zur Gestaltung gibt – vor allem für die Grundstufe -, daß aber über eine grundsätzliche Auseinandersetzung über die Bedeutung von Festen für SchülerInnen und LehrerInnen in der leicht zugängigen Fachliteratur relativ wenig zu finden ist. Davon ausgehend beinhaltet das vorliegende Schulheft drei Themenschwerpunkte:

Im **ersten** Teil untersuchen die Historiker Klaus Bergmann und Anton Staudinger die Bedeutung von jährlich wiederkehrenden Tagen, deren aus verschiedenen Gründen gedacht werden muß, und die Funktion von Jubiläen für die Gesellschaft eines Landes. Peter Malina zeigt in seinem Artikel anhand von Fest- und Feierbroschüren, die den SchülerInnnen in die Hand gegeben wurden, welche „Fest-und-Feier-Pädagogik Kinder und Jugendliche der Nachkriegsjahre über sich ergehen lassen mußten", um von „oben" zu guten Staatsbürgern erzogen zu werden. Daß Feste oft wenig

mit Feiern, aber viel mit Verdienen zu tun haben, beweisen Ursula Gerum und Manuela Mittergeber am Beispiel vom Mutter-, Valentins- und Weltspartag.

Der **zweite Teil** widmet sich der Schulpraxis. Gertrude Huber, Susanne Pirstinger, Gert Wagner, Grete Anzengruber und Ivo Zopf berichten von ihren Erfahrungen in der Schule und LehrerInnenausbildung und geben auch Anregungen zu alternativer Festgestaltung.

Die HerausgeberInnen dieser Nummer gehen von der Überzeugung aus, daß methodisches Geschick, Einfallsreichtum und Erfahrung der LehrerInnen zur Gestaltung von Festen im Klassen- oder Schulverband sehr groß sind. So haben wir darauf verzichtet, eine Reihe von praktischen Beispielen zu bringen – dies hätte auch den Rahmen und Umfang unserer Nummer gesprengt. Als grundsätzlich zusammenfassende Hintergrund-Information für die Hand der Lehrerin, des Lehrers ist der **dritte Teil** gedacht. Die Auswahl der Materialien fiel auf Nationalfeiertag und Muttertag als festen Bestandteil schulischer Feste und auf den 1. Mai, weil dieser Tag im Zusammenhang mit dem immer stärker in den Vordergrund tretenden Problemkreis „Arbeit" nicht in Vergessenheit geraten sollte.

Festreden sind noch immer ein scheinbar unverzichtbarer Bestandteil jeder Feierlichkeit und zugleich Spiegelbilder der politischen Kultur einer Zeit und damit auch der Schule. Wir haben vier Reden zu Schuljubiläen aus verschiedenen Epochen zum Vergleich ausgewählt, sie geben zu denken!

Es gibt die Schulhefte schon 20 Jahre!

Norbert Kutalek, einer der Gründungsmitglieder der Schulhefte, stellt zu diesem Jubiläum Überlegungen an, und liest man/frau die Ziele, Wünsche und Vorstellungen, die im Vorwort zur ersten Nummer die HerausgeberInnen beflügelten, dann weiß man/frau nicht so recht: Soll man nostalgisch, traurig oder wütend werden? Auf jeden Fall – wir arbeiten weiter!

Klaus Bergmann

„Kalender-Geschichte".

Ein geschichtsdidaktischer Problemfall

„Kalender-Geschichte", das ist Geschichte, mit der an Gedenktagen und in Gedenkjahren an Personen, Ereignisse und Verläufe erinnert werden soll und erinnert wird. Der Kalender gibt so scheint es, die Erinnerung vor; Erinnerung ist fällig, wenn der Kalender es so bestimmt. Die Fälligkeit wird politisch und ökonomisch genutzt. Und dann entstehen die eigentümlichen, eher pseudohistoriographischen Konstruktionen, die ich hier im Kollektivsingular „Kalender–Geschichte" nenne. Über diese Kalender-Geschichte will ich in fünf, sich gelegentlich überschneidenden Abschnitten sprechen: In einem ersten Abschnitt will ich etwas über Erscheinungsformen und Herkunft von kalenderbestimmten Erinnerungen sagen, im zweiten Teil über politische Absichten und Funktionen der Kalender-Geschichte, im dritten Teil einiges zur Kritik, in einem vierten Teil über ökonomische Absichten und Funktionen, und im fünften Teil soll der schulische Umgang mit Kalender-Geschichte besprochen werden.

1. Kalender-Geschichte: Erscheinungsformen und Herkunft

„Kalender-Geschichte" und Erinnerungsrituale an Gedenktagen und in Gedenkjahren rechnet man heute den Bereichen der „Geschichtskultur" und der „Erinnerungskultur" zu. Das sind neue, wichtige, aber noch nicht ganz unmißverständliche Begriffe, gelegentlich modisch für alles und jedes verwendet, was mit Geschichte und Erinnerung zu tun hat. Noch sind diese Begriffe verwirrend, irritierend: „Erinnerungskultur" und „Geschichtskultur" legen den Gedanken nahe, hier würden Erinnerung und Geschichte besonders sorgfältig,

besonders behutsam, in einer besonderen Weise abgewogen und ausgewogen gehegt und gepflegt und nach den Gesetzen der Wahrheit und Vernunft behandelt, dargestellt oder verhandelt.

Die uns allen geläufige Erfahrung mit „Kalender-Geschichte", mit öffentlich begangenen und inszenierten Gedenktagen und Gedenkjahren lehrt uns ganz anderes. Von kultiviertem, mithin pfleglichem Umgang kaum eine Spur: Da wird Geschichte geklittert und da wird historisch geflunkert, daß sich die Balken biegen und Ranke sich im Grabe dreht und wendet; da werden fragwürdige Erinnerungen je nach Interesse, Bedürfnis und Bedarf kollektiviert; da werden Traditionen erfunden. Eric Hobsbawm spricht geradezu von der „invention of tradition"; da werden Legenden tradiert und da werden Mythen gebildet und als Mythen kultiviert; und schließlich wird da Geschichte nach allen Regeln der Kunst und der Überredung ästhetisiert und rhetorisiert und das alles nicht erst im Zeichen postmoderner Beliebigkeit und Rücksichten auf „Akzeptanz", sondern seit eh und je.

In der „Kalender-Geschichte" sind Topoi, Deutungsmuster, Stereotype, Geschichtsbilder, triviale Geschichtstheorien und Geschichtsphilosophien enthalten, die auf bestimmte Formen von Geschichtsbewußtsein hinweisen, die in einer Gesellschaft gesellschaftsfähig sind, eine hohe Akzeptanz haben und immer wieder neue Nahrung bekommen. „Kalender-Geschichte" enthält in aller Regel überaus problematische Sinnbildungen über Vergangenheit. In unserer Zeit hat sie, verstärkt durch die Medien, eine massenwirksame Ausstrahlung, prägt sie oft unbemerkt das Geschichtsbewußtsein vieler Menschen vor allem historischer Laien, darunter Kinder und Jugendliche, die sich nicht wehren können und erst lernen müssen, sich zu wehren, wenn ihnen fragwürdige Geschichts-Deutungen vorgesetzt werden. Und sie prägt nachhaltiger als die Geschichte, die Historikerinnen und Historiker zunftintern erzählen, austauschen und besprechen.

Es kann zwischen zwei Typen von Erinnerungsdaten unterschieden werden: Es gibt die jährlich wiederkehrenden Gedenktage, und es gibt die „runden" Gedenkjahre, Jubiläen nach einer runden Zahl von Jahren. Und es gibt Gedenktage und Gedenkjahre auf staatlicher und auf gesellschaftlicher Ebene. Bei allen Anlässen entsteht Kalender-Geschichte.

Jährliche Gedenktage bilden den älteren Typ: Sie dienten der Erinnerung an gemeinsame Ursprünge und Erfahrungen und der Artikulation von Zukunftserwartungen. Sie wurden in älteren Gesellschaften in der Form von religiösen Feiern gepflegt. Auch christliche Feste sind solche Gedenktage. Als der neuzeitliche Staat Gedenktage einrichtete, die jährlich begangen wurden, griff er auf einen bewährten Brauch der Kirchen zurück. Neben die kirchlichen Gedenktage traten vor allem im 19. Jahrhundert die National– und Staatsfeiertage gelegentlich fielen sie auch zusammen: Der Staat will Staat machen, und er macht Staat auch und gerade mit Geschichte.

Bestandteil der meisten nationalen und staatlichen Gedenktage der Neuzeit war und ist auch die betonte Demonstration der gegenwärtigen Stärke und Größe durch militärische Paraden und die Vorführung der fürchterlichsten Waffen. Sie sollen beweisen, was aus kleinen Anfängen Großes geworden ist, und suggerieren, daß dem Volk um die Zukunft nicht bang sein muß, und sie sollen damit den Gehalt der Kalender-Geschichte veranschaulichen.

Im Zeitalter des Nationalstaats kommt der zweite Typ von Gedenktagen immer stärker auf, der Typ des Jubiläums, das nach einer runden Zahl von Jahren nach einem als bedeutsam angesehenen Ereignis begangen wird. Die „runden Daten", die für neuzeitliche Jubiläen charakteristisch sind, sind Übernahmen aus Ritualen und Traditionsbeständen der katholischen Kirche.

Wer von Gedenktagen redet, denkt in der Regel unwillkürlich an die staatlich eingerichteten, an die verordneten, inszenierten feierlichen Handlungen anläßlich von politischen Gedenktagen, an die verstaatlichte Erinnerung und die entsprechenden Staats-Erzählungen, denkt an staatstragende Geschichte. Der Staat zeigt sich aber nicht nur an den jährlichen Gedenktagen interessiert. Bei Fälligkeit und Bedarf mischt er sich auch in die Erinnerung ein, die bei runden Daten erfolgt, und versucht sie zu nutzen, etwa anläßlich des 150. Jahrestages des Hambacher Festes, des 60. Jahrestages der „Machtergreifung", des 50. Jahrestages des 8. Mai 1945, des Bicentennaire, des 200. Jahrestages der Französischen Revolution und ihres Echos in den deutschen Landen und unmittelbar bevorstehend des 150. Jahrestages der Revolution von 1848.

Unterhalb der staatlichen Ebene gibt es im gesellschaftlichen

Bereich eine schier unübersehbare Fülle von Gedenktagen und Jubiläen. Sie legen es nahe, geradezu von einem gesellschaftlich gegebenen Bedürfnis nach historischer Selbstvergewisserung und gemeinsamer Zukunftsperspektive zu sprechen, das sich in Gedenktagen ausdrückt. Jeder Taubenzüchterverein, jeder Gesangverein, jede Freiwillige Feuerwehr, jeder Ort, jede Stadt und jede Partei, jeder Verband, jede nur vorstellbare Organisation, jedes Geschäft (auch die 1938 „arisierten" Geschäfte), jedes Unternehmen, aber auch jede politische Klasse oder Gruppierung – sie alle haben die „runden" Daten, die Anlaß für Gedenken sind und gerne für die Konstruktion einer orientierenden und legitimierenden historischen Erzählung genutzt werden.

Im demokratischen Staat gilt es dabei als legitim, daß verschiedene Gruppen ihre eigenen Gedenktage als Moment der ihnen eigenen Geschichte haben, die gegebenenfalls sogar im Widerspruch zu den staatlich genehmen Gedenktagen stehen können. In der Bundesrepublik etwa erinnert die PDS nach wie vor Jahr für Jahr im Januar an die Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht.

Neben den *gegenwärtigen* Gedenktagen gibt es die *historischen* politischen Gedenktage, zwischenzeitlich überholte, vergessene, abgeschaffte, gemiedene, mit Schimpf und Schande getilgte Gedenktage, die in ihrer Zeit ihre Bedeutung und ihren Symbolwert hatten und für die Historie noch haben, weil sich an ihnen und in ihrer Kalender-Geschichte das politische und historische Selbstverständnis der herrschenden und der unterdrückten Schichten deutlicher als sonst oft aussprach. Aus Zeitgründen und aus systematischen Gründen sollen sie hier nur erwähnt, nicht aber besprochen werden. Sie sind eher Thema der Historie als der Geschichtsdidaktik.

2. Politische Absichten und Funktionen

Es ist schon angeklungen, muß aber noch im Zusammenhang genannt werden, welche Absichten und Funktionen den Gedenkveranstaltungen und der Gedenkgeschichte zuzurechnen sind.

Die Erinnerung an bestimmte, datierbare historische Ereignisse und Personen, wie sie in Gedenktagen zum Ausdruck kommt,

kann von sehr unterschiedlichen „Trägern" – kalauernd: von „Gedenken-Trägern" – ausgehen. Sie kann als kollektive Erinnerung von staatlicher Seite und herrschenden Schichten erwünscht, durch Gesetz festgeschrieben und institutionalisiert wie ritualisiert sein. Oder sie kann als kollektive Erinnerung von Gruppen, Schichten, Klassen, Gemeinschaften oder Vereinen auftreten. Gedenktage und Gedenkjahre haben heute und hatten in der Vergangenheit in der Regel politische Absichten und Funktionen im weitesten Sinne.

Werden sie vom Staat veranstaltet, haben sie in Vergangenheit und Gegenwart in erster Linie die politische Absicht und Funktion der Bestätigung und Bewahrung bestehender Verhältnisse, wie auch anders? Sie dienen der Herstellung und Demonstration von brauchbaren Traditionen, sollen Loyalität gegenüber dem politischen System und ein möglichst einheitliches Geschichtsbewußtsein herstellen: Zu diesem Zweck wird eine staatstragende Kalender-Geschichte konstruiert.

Die Gedenk-Geschichte betont nach dem immer gleichen Grundmuster jenen Zusammenhang von Vergangenheitsdeutung, Gegenwartsverständnis und Zukunftserwartung, der Geschichtsbewußtsein ausmacht: An diesen Tagen wird in der Regel die Geschichte von Ursprung und Abstammung, von Wende und Neuanfang, von Entwicklung und Kontinuität, von daran beteiligten Persönlichkeiten erzählt, um mit der rhetorischen Figur von „Erbe und Auftrag" eine Zukunftsperspektive anzudienen. Besonders deutlich wurde dies bei den jährlichen Feiern zur „Großen Sozialistischen Oktoberrevolution" in der Sowjetunion: Selbstfeiern, bei denen der Ursprung gefeiert, das Erreichte gepriesen, die lichte Zukunft beschworen, Staatsgründer und Staatsverwalter im Personenkult geehrt wurden. Nicht anders bei den Selbstfeiern der Nationalsozialisten, die bei ihren Gedenktagen das immer gleiche Ritual verwendeten: Im Vordergrund der jährlichen Feier-Rituale, etwa am 9. November, dem Erinnerungsdatum für den Hitler-Putsch stand die sogenannte „Partei-Erzählung", formal die klassische Form der Kalender Geschichte. Immer versetzt mit dem Führerkult, wurde zuerst die „Kampfzeit der Bewegung" als Ursprung im „zerrissenen" Deutschland beschworen, dann die Gegenwart als die bessere Zeit der „Volksge-

meinschaft" hingestellt, um schließlich mit der Zukunftsvision eines Deutschen Reiches „der Größe und der Ehre und der Kraft und der Herrlichkeit und der Gerechtigkeit. Amen" (Hitler) zu schließen. Und bei den Nationalsozialisten wurde auch der kultische Charakter solcher Gedenktage offenkundig, die häufig bei Fackelschein oder unter Lichtdomen stattfanden, bei denen der Helden aus der „Kampfzeit" gedacht wurde und eine Fahnenweihe durch die „Blutfahne" vorgenommen wurde.

Die staatlichen Gedenktage haben eine vorwiegend ideologische Komponente, sie sind darauf gerichtet, durch eine unkritische Traditionsbildung, ja geradezu durch „invention of tradition" der Gegenwart Dauer zu verleihen. Geschichte wird dabei benutzt, staatlichen Interessen und den Interessen der im Staat dominierenden Machtgruppen dienstbar zu sein. In prägnanter Kürze hat der österreichische Sozialhistoriker Mitterauer geurteilt: „Es handelt sich dabei schlicht gesagt um ideologischen Mißbrauch der Geschichte". In demokratisch verfaßten Gesellschaften allerdings sind staatlich festgelegte Gedenktage immer auch Gelegenheiten, bei denen sich demokratische Öffentlichkeit bewähren kann : Der öffentliche Streit über unterschiedliche mögliche Sinngebungen kann als Zeichen einer mehr oder weniger ausgeprägten „Geschichtskultur" verstanden werden. Demgegenüber ist bemerkenswert, daß undemokratische Staaten eine ungleich größere Fülle von Gedenktagen aufweisen als demokratische Staaten, ja daß sie das ganze Jahr nach Gedenktagen gliedern und ritualisieren und zwar mit einer gleichgeschalteten Kalender-Geschichte.

Gedenktage und Gedenkjahre, die unterhalb der staatlichen Ebene veranstaltet werden, haben je nach Träger und Veranstalter ebenfalls politische Absichten und Funktionen: Zuweilen haben sie bestandskritische Intentionen und Funktionen und sind auf mehr oder weniger radikale Veränderungen bedacht (z.B. Arbeiterbewegung im Kaiserreich oder gesellschaftliche/nationale/ethnische Minderheiten). Ein heutiges Beispiel ist der 8. März: Der „Weltfrauentag", von Clara Zetkin 1910 in Kopenhagen vorgeschlagen, erinnert, genau weiß man es nicht, an einen Streik New Yorker Textilarbeiterinnen im Jahre 1857 oder in der zweiten Version an 129 Arbeiterinnen, die 1908 bei einem Fabrikbrand in

New York umgekommen sind. Er macht auf die gegenwärtige Lage von Frauen in männerdominierten Gesellschaften aufmerksam und fordert wirkliche Gleichberechtigung und eine Neuordnung des Geschlechterverhältnisses für die Zukunft. In der DDR wurde der Tag von Staats wegen gefeiert, in der Bundesrepublik ist er nie zu gleichen Ehren gekommen. Der „Muttertag" hatte ungleich größere Bedeutung, weil mit Gedenktagen auch gute Geschäfte gemacht werden. Der 8. März wird seinen „subversiven" utopischen Charakter so lange bewahren, wie die Forderungen unerledigt sind. Und die zu seinem Anlaß konstruierte Geschichte ist sogar unabhängig von einem konkreten Ereignis: Sie bezieht sich auf die Geschichte der Unterdrückung von Frauen überhaupt. Eine besondere politische Bedeutung können Erinnerungen an „Fortschritts-Daten" (14.Juli 1789, Amerikanische Unabhängigkeitserklärung) haben: Sie sind nie völlig für den status quo zu vereinnahmen, sondern bergen in sich ein immer auch bestandskritisches Potential; wird eine unzulängliche Gegenwart an den Versprechungen von gestern gemessen, kann sich zeigen, daß die Versprechungen noch weitgehend uneingelöst sind. Solange Gedenktage einen utopischen Überschuß enthalten, solange es ein Noch-nicht dessen gibt, was ursprünglich beabsichtigt war, eignen sie sich nur bedingt für eine feierliche Bestätigung des status quo.

Zuweilen haben Gedenktage und Gedenkjahre, die unterhalb der staatlichen Ebene veranstaltet werden, integrationsfördernde und imagepflegende Intentionen und Funktionen (Gedenktage von Städten, Dörfern, Vereinen, Gemeinschaften). Auch in diesen Fällen ist von einer Nutzbarmachung von Geschichte auszugehen. Geschichte muß immer als eine in sich stimmige, mit den Zielen immer vereinbare Geschichte erscheinen.

Gedenktage sind immer Anlässe für zeitbedingte Deutungen und Sinnbildungen für Gedenk-Geschichte. Nun sind gegenwartsbestimmte Sinnbildungen nicht nur legitim, sondern konstitutiv für Geschichte – Geschichte ist seit eh und je gegenwärtiges Nachdenken über vergangenes menschliches Handeln und Leiden oder anders gesagt, gegenwärtiges Nachdenken über die uns in unserer Gegenwart und Zukunft betreffende Vergangenheit. Geschichte, also vergegenwärtigende Erinnerung dessen, was

einmal war und wurde, ist die Herstellung eines Bedeutungszusammenhanges zwischen Gegenwart und Vergangenheit im Lichte von Zukunftserwartungen. So weit, so gut und richtig und theoretisch unbestritten. Nur: Es gab und gibt besonders an Gedenktagen einen unbedenklichen, wenn nicht bedenkenlosen, zuweilen willkürlichen, nicht eben zimperlichen Umgang mit Vergangenheit, in der Regel ein auch geschichtsdidaktisches Ärgernis, weil dieser öffentliche Umgang Einfluß auf das historische Lernen und auf die historische Sozialisation hat.

Die Maßstäbe für die Beurteilung der politischen Gedenktage und der zu ihrem Anlaß konstruierten Gedenk-Geschichte können nur in der „historischen Vernunft" und in der „geschichtsdidaktischen Vernunft" liegen. Unter diesen Gesichtspunkten müssen die historisch erkennbaren bedenklichen Grundmuster und politisch gefährlichen Sinnbildungen daraufhin untersucht werden, gegen welche Erkenntnisse und Kategorien der Historie sie verstoßen und was sie in den Köpfen, im Bewußtsein historischer Laien anrichten. Und zugleich muß gefragt werden, wie man ihnen etwa im Interesse von Schülerinnen und Schülern im historischen Lernen in der Schule kritisch begegnen kann.

Keine Frage: Gedenktage und Kalender-Geschichte sollen der Loyalität gegenüber der gedenkenden Institution dienen, sei es der Staat, seien es Kirchen, Parteien, Verbände, wer auch immer. Sie könnten ihre identitätsstiftende und -verbürgende Bedeutung aber nicht haben, wenn sie nur auf einem Bedürfnis des Staates oder anderer gedenkender Institutionen beruhten. Sie befriedigen auch ein Bedürfnis der im Staat lebenden und in den Parteien, Verbänden und Gemeinschaften wirkenden Menschen nach einer auch historisch unterfütterten Identität.

3. Kritik der Kalender-Geschichte

1. Gedenktage sind nach der Typologie von Jörn Rüsen einer „traditional" erzählten Geschichte förderlich, einer Geschichte, die auf gemeinsame Ursprünge und Erfahrungen, auf verbindende und bindende traditionelle Werte abzielen soll. Die Zukunft soll nach den bewährten Normen der Vergangenheit gestaltet werden. Die emotionalen und affektiven Seiten, die der Gedenk-

Geschichte in der Regel eigen sind, lassen es auch zu, sie der „monumentalischen Historie" Nietzsches zuzurechnen. An Gedenktagen werden Sinne und Gefühle nicht nur durch die erzählte Geschichte gezielt angesprochen, sondern auch durch die äußere Gestaltung: Bei staatlichen Gedenktagen durch Machtdemonstrationen, getragene, feierliche Musik, pathetische Rhetorik, die unvermeidlichen Fahnen und Lorbeerbäume, bei nichtstaatlichen Gedenktagen durch all die symbolischen Handlungen, Gestaltungen, Umrahmungen und traditionellen Formen der Selbstdarstellung, die der Gemeinschaft, der Gruppe, der Partei oder den anderen gedenkenden Einrichtungen seit langem vertraut und eigentümlich sind. Geschichte hochgradig zu emotionalisieren, gehörte seit jeher zu den bedenklichen Besonderheiten der Gedenk-Geschichte.

2. Die mit Gedenktagen verbundenen Absichten schließen den Gedanken an ein „kritisches Erzählen" (Rüsen) und eine „kritische Historie" (Nietzsche) fast aus: Geschichte wird an diesen Tagen von den Motiven und Erwartungen vieler Beteiligter her als eine in sich stimmige, in sich schlüssige Geschichte erzählt , die keinen oder allenfalls berechenbar zumutbaren Raum für Selbstzweifel läßt. *Sie muß so verlaufen sein, wie man hic et nunc gern hätte, daß sie verlaufen wäre.* Sie erfüllte sonst ihre Zwecke nicht. So wird denn oft geschönt und verdrängt, entsprechend ausgewählt und gegliedert, aufgerechnet und bagatellisiert. Der Gedanke, die eigene Geschichte vor ein Gericht zu ziehen und „peinlich zu inquirieren", kommt selten, allenfalls in historischen Ausnahmesituationen. Gewiß gibt es eine demokratische Öffentlichkeit, in der voneinander abweichende Sinngebungen auf dem Forum ausgesprochen und verhandelt werden. Aber: „Die Unfähigkeit zu trauern" (Mitscherlich) gehörte schon immer zu den Gefahren der Gedenk-Geschichte.

3. Die Kehrseite der Absicht, eine gemeinsame historische Identität durch eine allfällige Kalender-Geschichte zu stiften, zu verbürgen oder zu festigen, ist die Ausschließung der „anderen". Gedenktage sind immer auch, und gerade weil sie identitätsstiftende Absichten und Funktionen haben, ausschließende Veran-

staltungen, bei denen „die anderen" ausgeschlossen werden. Gedenk-Geschichten kommen ohne scharfe Entgegensetzungen nicht aus. Als Grundmuster der Welt- und Geschichtsdeutung unterliegt ihnen nicht nur die Überzeugung, die eigene Geschichte und die eigene Sache sei die jeweils bessere als sonstwo, sondern auch der Grundgedanke, die Menschen seien bessere Menschen als sonstwo. Und so werden Welt und Geschichte eingeteilt in Gute und Böse, in Christen und Ungläubige, in Demokraten und Kommunisten, in Tolerante und Fundamentalisten, in Deutsche und Juden, in Schafe und Böcke. Die Unfähigkeit zu verstehen und sich zu verständigen gehört zu den bedenklichen Möglichkeiten der Gedenk-Geschichte. Der der Gedenk-Geschichte eigentümliche Zwang zu harten Entgegensetzungen, Aufwertung der eigenen und Abwertung der anderen Menschen, die Unfähigkeit und auch Unwilligkeit zu differenzierenden Urteilen gehören historisch zu den Gefahren der Gedenk-Geschichte.

4. Die durchgängige ideologische, d.h. herrschaftsbewahrende Funktion staatlicher Gedenktage vermittelt notwendigerweise ein statisches Geschichtsbewußtsein. Der Zwang, die erkennbare Vergangenheit als einen sinnhaften kontinuierlichen Verlauf von Ursprung, Entwicklung, gegenwärtig erreichtem Zustand zu denken, der am Gedenktag feierlich dargestellt wird, schließt ein, Zukunft lediglich als verlängerte und modifizierte Gegenwart zu begreifen. Da die Gegenwart nicht als schlecht, grundsätzlich unzulänglich und als zu überwindender Zustand vorgestellt werden kann, kann auch die Zukunft nicht als „andere", nach Ernst Bloch „echte Zukunft" vermittelt werden. So wie es ist, ist es gut. Emphatische Zukunftsvisionen haben dabei historisch gesehen gegenwartsstabilisierende Ablenkungsfunktionen.
Demgegenüber enthalten die Gedenktage, die unterhalb der staatlichen Ebene von gesellschaftlichen Minderheiten begangen werden, ein dynamisches Geschichtsbewußtsein: Bei ihnen wird auch an gemeinsame Ursprünge, Erfahrungen, durchlittene Entwicklungen erinnert, aber die Gegenwart ist nicht ein preisenswerter Zustand, sondern nur die Fortsetzung der Leidenszeit, sodaß die ganze Hoffnung auf eine bessere, andere Zukunft gerichtet ist.

Wie die staatlich bestimmte Gedenk Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart zugewandt ist und die Zukunft nur als Verlängerung von Gegenwart denken kann, ist die Gedenk-Geschichte unterdrückter Minderheiten oder Mehrheiten „der Zukunft zugewandt", von der Hoffnung auf eine ganz andere, bessere Zukunft bestimmt.

5. Kalender-Geschichte hat es an sich, daß sie überholten, obsoleten Vorstellungen und Konzeptionen von Geschichte folgen muß: Sie ist auf datierbare Ereignisse und auf Daten aus den Lebensgeschichten berühmter Persönlichkeiten angewiesen. Sie ist per se einer ereignisgeschichtlichen und personalisierenden Historie, letztlich einer zusammenhanglosen Geschichte verpflichtet: Ökonomische Strukturen, Herrschaftsverhältnisse, gesellschaftliche Mentalitäten, Kulturen eignen sich dazu besonders.

6. Überhaupt muß festgehalten werden, daß die Kalender-Geschichte quer zu allen Konzepten von Historie steht, die didaktisch besonders ertragreich sind, zu Geschlechtergeschichte, zu Alltagsgeschichte, zu Mikrogeschichte, zu Mentalitätsgeschichte, zu Gesellschaftsgeschichte.

(Es gibt im übrigen einen Zusammenhang von Gedenktagen, vor allem Jubiläen, und der Errichtung von Denkmälern und der feierlichen Enthüllung von Bronzetafeln, der davon zeugt, wie die jeweils Mächtigen und Herrschenden bemüht sind, ihrer Gedenk-Geschichte Dauer zu verleihen und Gültigkeit zu unterstellen, einer „monumentalischen Geschichte" ein zeitüberdauerndes Monument zu setzen. Für das 19. Jahrhundert sprechen Historiker geradezu von einer „Statuomanie". Sichtbarer kann der ungeschichtliche Charakter von Gedenk-Geschichte nicht ausgedrückt werden.)

4. Ökonomische Absichten und Funktionen

Die bedenklichen Seiten der Kalender-Geschichten werden in der Mediengesellschaft und in den Geschichts-Erzählungen der Medien zusätzlich verstärkt. In der Medien- und Warengesellschaft haben Gedenktage und Gedenkjahre auch wichtige ökonomische

Aspekte. Die Grundsatzfrage in Droysens „Historik", wie aus „Geschäften" Geschichte werde, ist längst umgekehrt: Wie kann man mit Geschichte Geschäfte machen? Heute müßte man Droysens Antwort so abwandeln: „Erst eine gewisse Art, das Geschehene nochmals zu betrachten, macht aus Geschichte Geschäfte"? Mit Geschichte *werden* Geschäfte gemacht, wobei schwer zu ermitteln ist, inwieweit die Medienproduktion Bedürfnisse schafft und/oder auf Bedürfnisse eingeht. Die ökonomischen Gründe für die auf Fälligkeitsdaten ausgerichtete Beschäftigung mit historischen Begebenheiten und Personen liegen auf der Hand: Die Verlage wollen Bücher verkaufen, die Fernsehanstalten sind an Einschaltquoten und davon abhängigen Werbeeinnahmen interessiert, die Printmedien an Auflagenhöhe und davon abhängigem Anzeigengeschäft, die städtischen Verkehrsbüros erhoffen sich zahlungskräftige Touristen und ein Geschäft für den heimischen Handel und das heimische Gewerbe. Die nicht–staatlichen Anbieter von Gedenk–Geschichte sind dabei vor allem den Jubiläen, den „runden" Daten zugetan. Dabei dürfen die potentiellen Kunden in ihren Erwartungen nicht verprellt werden, und so muß eine Geschichte her, die kundenfreundlich aufgemacht ist, den Ansprüchen des Publikums gerecht wird. Geschichte ist eine Ware, die wie jede andere Ware auch auf dem Markt abgesetzt sein will. Mediengerecht und verkaufsgerecht muß sie sein, unterhaltsam, spannend, eingängig, ästhetisch ansprechend. Und so produzieren die Anbieter in der Waren– und Mediengesellschaft ihre eigene „Gedenk"–Geschichte in höchst unterschiedlichen Qualitäten. Die Bedingungen, unter denen Geschichte dann produziert wird, bringen es mit sich, daß eine gleichsam rücksichtsvolle Geschichte, eine unanstößige Geschichte präsentiert werden muß. Die Gesetze, unter denen die marktabhängigen Anbieter der Geschichte stehen, verstärken manche bedenkliche und gefährliche Tendenzen, die bei politischen Gedenktagen, besonders staatlichen Veranstaltungen sich zeigten und zeigen.

Die Medien verstärken ohne Frage etwa die Tendenz zu einer ereignisgeschichtlichen und vor allem personalisierenden Sichtweise, weil die „Macher" ohnedies der Auffassung zuneigen, Geschichte lasse sich nur an Frau oder Mann bringen, wenn sie über vorwiegend männliche Personen und Persönlichkeiten, nicht

aber über erzählerisch sperrige und etwa bildlich kaum umsetzbare Strukturen und Mentalitäten transportiert werde. Unverkennbar ist, daß die Medien Geschichte gelegentlich, freilich nicht nur an Gedenktagen, präsentieren, als seien sie bei dem Geschichtsmethodiker Hans Ebeling in die Schule gegangen: Da wird nach allen Regeln der Kunst der geschichtsmethodischen Gattung der „Geschichtserzählung" personalisiert und dramatisiert, kostümiert und koloriert, da werden bedenkenlos fiktionale Elemente eingebaut, wird bei bestimmten Genres der Eindruck erweckt, man sei „live" bei historischen Entscheidungsprozessen dabei, Gerard Depardieu sei Kolumbus und habe seinen eigenen Kameramann dabei – und generell: So und nicht anders sei es gewesen. Die Suggestionskraft der gewählten Perspektive in Verbindung mit Bild und Wort ist beträchtlich und bewirkt den Eindruck der Authentizität und Objektivität. In Wirklichkeit entstehen Legenden, Mythen, Illusionen und ebenso dauerhafte wie fehlerhafte Imaginationen wahlweise über gute alte Zeiten oder über die Menschen früherer Tage als „Provinzler der Zeit" (Günther Anders), denen man jede noch nicht gemachte und verfügbare elektrische Erfindung als einen rührenden Defekt anrechnet.

5. Vom geschichtsdidaktischen Umgang mit Kalender-Geschichte

Die eingeborene Anfälligkeit für bedenkliche Konstruktionsgesichtspunkte macht die Kalender-Geschichte zu einem geschichtdidaktischen Problemfall: Durch sie wird Geschichtsbewußtsein erzeugt und gefüttert, und in ihnen zeigt sich ein Geschichtsbewußtsein, das wissenschaftlichen Ansprüchen in aller Regel nicht genügen kann. Für den Geschichtsunterricht ergeben sich daraus neue Aufgaben: Kalender-Geschichte muß im Unterricht beispielhaft bearbeitet und kritisch durchgesprochen werden, damit die Schülerinnen und Schüler nicht unberaten und ratlos ihrer Ästhetik und Rhetorik, ihrer Ideologie und politischen Dimension ausgesetzt sind. In der Mediengesellschaft ist ein Geschichtsunterricht ohnehin nur dann zeitgemäß, wenn er nicht mehr nur „Geschichte" vermittelt, sondern den staatlichen und gesellschaftlichen Umgang mit Geschichte im Unterricht bespricht: „Ge-

schichte" und „Geschichtskultur" sind gleichermaßen Themen des Geschichtsunterrichts. Ich will abschließend einige Möglichkeiten des kritischen Umgangs mit Kalender-Geschichte nennen.

1. Es ist wichtig, mit Schülerinnen und Schülern die Motive herauszuarbeiten, durch die zwanghafte historische Sinnbildungen entstehen, die Motive der Identitätsbildung und -festigung, der Loyalitätssicherung, der nationalen oder gemeinschaftlichen Konsensstiftung mit der jeweiligen Kehrseite der Herstellung und Bewahrung von Feindbildern sowie der Verdrängung unangenehmer Wahrheiten.
2. Es ist möglich, an Einzelbeispielen die Grundmuster der Gedenk-Geschichte, Herkunftsgeschichte, Gegenwartsstand, Zukunftsaufgabe erarbeiten zu lassen, um das Rezept erkennen zu lassen, wie anläßlich von Gedenkjahren und Gedenktagen historisch mit Wasser gekocht wird und welche Risiken und Nebenwirkungen Kalender-Geschichte haben kann.
3. Es ist sinnvoll, Ansprachen bei unterschiedlichen Gedenktagen miteinander zu vergleichen, etwa eine Rede anläßlich eines Sedantags mit einer Rede anläßlich einer Mai– oder Lassalle–Feier, um die Unterschiedlichkeit von statischem und dynamischem Geschichtsbewußtsein erkennen zu lassen.
4. Besonderes Schwergewicht kann darauf gelegt werden, zu zeigen, wie unterschiedlich in diachroner und in synchroner Hinsicht Gedenktage und Gedenkjahre begangen werden : Welche Variationen und Versionen der Sinngebung zeigen sich im Laufe der Zeit nach 5, 10, 20, 25 usw. Jahren? Welche Variationen und Versionen der Sinngebung zeigen sich innerhalb einer Gesellschaft? Auf welchen gesellschaftsgeschichtlichen, politikgeschichtlichen oder mentalitätsgeschichtlichen Ursachen beruhen die Variationen und Versionen? Was kann man daraus über die Gegenwartsbezogenheit von Geschichte und die Grenzen von Gegenwartsbezügen lernen?
5. Es gibt in jeder Stadt, in jedem Ort immer wieder Gelegenheiten, städtische und örtliche, geschäftliche, gewerkschaftliche oder Partei–Jubiläen auf Motive und Grundmuster zu untersuchen und kritisch zu befragen.
6. Man kann ein größeres Projekt daraus machen, wie die Medien

von Quantität und Qualität her sich mit Gedenktagen und Gedenkjahren befassen, um damit eine grundsätzlich kritische Einstellung gegenüber den heute wichtigsten Beeinflussern von Geschichtsbewußtsein anzulegen.
7. Schülerinnen und Schüler können dazu bewogen werden, ein „kritisches Jubiläum" vorzubereiten und durchzuführen, wenn auf lokaler oder nationaler Ebene ein Jubiläum ansteht, dessen die Politiker und die Medien mit Sicherheit gedenken werden. Dafür sind unterschiedliche Formen denkbar: Tribunal, Zeitung, Glossen, Kommentare, Ausstellung, Video-Feature, Kabarett, Flugblätter für die Öffentlichkeit. Sie lernen dabei, wie schwer es ist, sich den Mechanismen der Gedenk-Geschichte zu entziehen. Sie lernen dabei auch, wie wohltuend es andererseits sein kann, Geschichte wie Walter Benjamin gesagt hat, „gegen den Strich zu bürsten", allerdings wie Walter Benjamin auch gesagt hat, „nach Maßgabe des Möglichen".
Die Kalender-Geschichte hat' s nötig.

Literatur

Bergmann, K., Gedenkhistorie und historische Vernunft, in: forum locum, 3.jg., Heft 3/1984, S.17-23
Bergmann, K., Wir und die anderen – Lernen an und aus Geschichte, in: Internationale Schulbuchforschung, 15. Jhg. (1993), Heft 2/3, S. 179-200
Düding, D. u.a. /Hrsg.) Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, Reinbeck 1988
Maurer, M., Feste und Feiern als historischer Forschungsgegenstand, in: HZ, Bd. 253 (1991), S. 101-130
Mitterauer, M., Politischer Katholizismus, Österreichbewußtsein und Türkenfeindbild. Zur Aktualisierung von Geschichte bei Jubiläen, in: Beiträge zur Historischen Sozialkunde 1/1982, S. 111-120
Schellck, F., Nationalfeiertage in Deutschland von 1871 bis 1945, Frankfurt/M. 1990
Schiller, D., Vom Sedantag zum „Heldengedenktag". Über die Ritualisierung des Nationalen/Der 3. Oktober im Spiegel politischer Feiertage, in: Frankfurter Rundschau, Nr. 229 vom 2. Oktober 1993, S.14 (Schiller 1993 a)
Schiller, D., Die inszenierte Erinnerung, Frankfurt 1993 (Peter lang) Schiller 1993 b)
Schiller, D., Politische Gedenktage in Deutschland. Zum Verhältnis von öffentlicher Erinnerung und politischer Kultur, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 25/93 vom 18. Juni 1993, S. 32-39 (Schiller 1993 c)

Anton Staudinger

„Durch Gedenkfeiern gelegentlich zur Vergessenheit emporgehoben..."

Anmerkungen zur Funktion von Gedenktagen und zu grassierender Jubiläumshistorie

„Jubiläen" dienen explizit als Anlaß, Vergangenes für die „Gegenwart" zu aktualisieren. Dieser spezifische Umgang mit „Geschichte" läßt sich in die Vergangenheit der Menschheit ebenso weit zurückverfolgen, wie er in jüngster Zeit umfangreich „fröhliche", keineswegs aber fröhlich zu stimmen vermögende „Urständ' feiert", – ‚feiert' in aller Mehrdeutigkeit dieses Wortes, versteht sich. Damit sei freilich keinerlei genereller Einwand gegen „Feiern" suggeriert, repräsentieren diese doch grundlegende Bedürfnisse nach Identität im familiären, im Kleingruppenbereich und darüber hinaus, also auch im größeren Rahmen von politischen oder religiösen Organisationen, in ethnischen und nationalen Dimensionen.

Der Hinweis auf die lange Geschichte von „Gedenktagen" in den jeweils unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereichen soll aber weder eine „natur"-notwendige Konstante solchen Umgangs mit Geschichte behaupten, noch aber suggerieren, alle seit alters bis in die Gegenwart her bekannten „Gedenktage" wären aus denselben Sichtweisen errichtet worden, hätten dieselbe Beschaffenheit aufgewiesen, hätten dieselbe Reichweite besessen oder müßten auch in alle Zukunft unverändert weiterbestehen. Gleichgültig, worauf sich historische Pespektive richtet, stellt sich gleichzeitig das Problem von ‚Dauer' und ‚Wandel".

So kann von jenen, den älteren Typus von Gedenktag darstellenden, jährlich wiederkehrenden Festtagen, in denen seinerzeit (oder auch derzeit noch) Stammesgesellschaften in kultisch-rituellen Zeremonien den Ursprung, die gemeinsame Abstammung feierten, durchaus Kontinuität über die „historische Erinnerung" etwa in christlichen Festen bis hin zu den modernen Nationalfeiertagen gesehen werden. Die wesentlichen Unterschiede müssen gleichwohl wahrgenommen werden:

Die mythisch-religiöse Form historischen Erinnerns an die gemeinsame Abstammung, an bedeutsame Ereignisse des Stammes stiftete Gruppenidentität und setzte gleichzeitig eine Abgrenzung zu anderen Ethnien, wie es besonders deutlich in den wichtigsten religiösen Festen des Judentums wird (z.B. das Pesach-Fest zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten oder das Laubhüttenfest als Gedenken an den Zug durch die Wüste). Das in die jüdische Tradition eingebundene, aber in anderem politisch-gesellschaftlichem Kontext sich entwickelnde Christentum zielte schließlich – nicht zuletzt in forcierter und feindseliger Abgrenzung zum Judentum – zwar gleichfalls in religiös bestimmter Geschichtsauffassung, aber über den „ethnischen" Bereich hinaus auf die Gesamtheit aller Menschen, auf Weltgeschichte als Heilsgeschichte. Als Beispiel sei auf das zentrale und jährlich wiederkehrende Oster-Fest zum Gedenken an die als Erlösungsgeschehen für die gesamte Menschheit gesehene Hinrichtung Jesus' von Nazareth verwiesen. Der sich später entfaltende Heiligenkult bot dann historische (und zugleich „Sinn"-gebend mit mythisch und legendenhaft angereicherten Biographien ausgestattete) Leitfiguren an, mit denen sich Teilgruppen der Christenheit identifizieren konnten, sei es auf lokaler Ebene mit dem Pfarr-, auf überregionaler Ebene mit dem Landespatron oder in staatlicher Orientierung mit dem Nationalheiligen. Diese Namensfeste der Landespatrone, die in Österreich bundesländerweise von den Elementar- bis zu den hohen Schulen trotz weitgehender Säkularisierung noch immer den Unterricht unterbrechen, können gemeinsam mit kirchlichen Festtagen, die an für wichtig eingestufte Ereignisse in der Geschichte der christlichen Konfessionen erinnern, als Vorformen der National- und Staatsfeiertage gelten, insbesondere dann, wenn dadurch ein staatskirchlicher Zusammenhang deutlich wird; etwa das Mariä-Namen-Fest am 12. September zum Gedenken an den Entsatz Wiens von der Türkenbelagerung (1683) im katholischen Habsburgerstaat, vor allem aber das Reformations-Fest am 31.Oktober in den protestantischen deutschen Ländern in Erinnerung an Luthers Thesenanschlag (1517).

Bedurften z.B. die Nationalfeiertage der USA (4. Juli im Gedächtnis an die Unabhängigkeitserklärung von 1776) oder Frank-

reichs (14. Juli, Erstürmung der Bastille 1789/ bzw. das „Konföderationsfest" ein Jahr danach) ebenso wie die jährlichen Revolutionsfeiern in der Sowjetunion (25.Oktober, nach gregorianischem Kalender 7. November 1917) und viele andere seither begründete Staatsfeiertage keiner mythisch-religiösen Ableitung mehr, so sollen doch auch diese Gedenktage durch rituelle – wenngleich in ritualisierter Form gestaltete – Celebrierung der für die jeweilige Nation, für den jeweiligen Staat, für die jeweilige gesellschaftliche Verfaßtheit als ursprungsmächtig oder als Symbole dafür geltender Ereignisse immer wieder Identität beschwören und befestigen.

Ein spezifisches Exempel der spät erfolgten Konstituierung des Nationalfeiertags bietet Österreich mit dem Bezug auf das Verfassungsgesetz über die immerwährende Neutralität vom 26. Oktober 1955. Nicht die auf breiteste Zustimmung in der österreichischen Bevölkerung gestützte Republikanisierung Österreichs 1918 (Ausrufung der Republik am 12.November), nicht die im Parteien-Kompromiß formulierte Bundesverfassung (Beschluß der Nationalversammlung 1. Oktober 1920), nicht die nach der militärischen Niederlage des deutschen Faschismus möglich gewordene Rekonstruktion der österreichischen Republik (spätestens mit der gesamtösterreichischen Anerkennung der Regierung Renner am 25. September 1945) oder die ersten Nationalrats-Wahlen nach Kriegsende (25. November 1945 – und seit 1930, sei nebenbei bemerkt), auch nicht die Unterzeichnung des Staatsvertrages am 15. Mai 1955 dienten dem österreichischen Gesetzgeber als Ereignisse, die nationale Identität zu symbolisieren, sondern die verfassungsmäßig festgelegte Orientierung in den künftigen Außenbeziehungen.

Nun mag es durchaus begrüßenswert erscheinen, wenn in einer Zeit, in der wegen der völligen Diskreditierung jeglichen Nationalismus durch den Nationalsozialismus, dessen eine Komponente eben nicht nur ein aggressiver, sondern im Wortsinne auch ein mörderischer Nationalismus war, in einer Zeit also, in der die Überwindung von „Nation" im Interesse des Weiterbestandes der Menschheit wünschenswert schien, Österreich seine eigenständige Position in der internationalen Politik sich selbst (wenngleich nicht ohne wirksame Bekräftigung aus dem Bereich der Anti-Hitler-Alliierten) im Rahmen seiner immerwährenden

Neutralität zuwies und die Beschlußfassung des betreffenden Gesetzes vorerst an den Schulen (1956-1964) zur jährlichen Wiederkehr am „Tag der Fahne" durch patriotische Veranstaltungen (vorwiegend feierliche Ansprachen von Unterrichtsminister, Bundeskanzler und Bundespräsident) erinnern ließ und diesen Tag 1965 (unausgesprochene Dezennar-Feier? (1) als Nationalfeiertag festsetzte; – als Feiertag „im Sinne des Feiertagsruhegesetzes" freilich erst 1967. (2)

Die Erfüllung des im Nationalfeiertagsgesetz 1967 formulierten, internationalistisch orientierten Anspruchs, durch die österreichische Neutralität „einen wertvollen Beitrag zum Frieden in der Welt leisten zu können", erscheint aber nicht nur durch das im Vergleich zu Fest-redenden Ansprüchen geringe internationale solidarische Verhalten Österreichs relativiert, etwa im marginalen Engagement für Entwicklungsfragen in der „Dritten Welt", sondern widerlegt auch durch Antisemitismus, Xenophobie und feindlich-ablehnende Haltung allzuvieler in Österreich gegenüber dessen nationalen Minderheiten. Wenn auch der hier als Beispiel zu apostrophierende „Antislowenismus" sich vordergründig als Kärntner Problem darstellt, so ist es damit auch ein österreichisches. Und gerade dieser „Antislowenismus" wurde und wird durch „historisches" Erinnern, durch Gedenktage und Jubiläen beschworen und bestärkt.

Karl Stuhlpfarrer hat am Beispiel der Kärntner „Volksabstimmungsfeiern" darauf hingewiesen, daß historisches Wissen und damit verbundene Emotionen aus unterschiedlichen und widersprüchlichen Quellen geschöpft wird, während National- und Landesfeiern historische Kenntnisse und Einsichten nicht auf den (wie auch immer differenzierten) Begriff, sondern auf einen (politischen) „Nenner" bringen; bezogen auf die Feiern der Volksabstimmung vom 10. Oktober 1920 formulierte er:"So wenig entscheidend auch die Grenzkämpfe für den Weg Kärntens zur Volksabstimmung und insbesondere für deren positiven Ausgang für Österreich gewesen sein mögen, so bestimmend können sie als ‚Abwehrkampf' für die Entwicklung jenes Geschichtsbildes geworden sein, das ‚den Slowenen' als Feindbild eigener Integration benötigt.(3) Anläßlich der 50-Jahrfeier der Kärntner Volksabstimmung formulierte das Publikationsorgan des ‚Kärntner Hei-

matdiestes': „So ist der Abwehrkampf von 1920 im Jahre 1970 immer noch Abwehrkampf mit den Waffen des Herzens und des Geistes und wird es bleiben, so lange es ein deutsches Volk hier, ein slowenisches Volk dort gibt" – und: „Also hat die Geschichte in Kärnten noch keinen ‚Schlußstrich' gezogen. Sie zieht ihn unter zwei Völker nur, wenn eines von ihnen nicht mehr besteht."(4)

Dieser 50-Jahre-Abstand soll den Blick auch auf jenen Typus von Gedenktagen lenken, die nicht (wie etwa die Kärntner Abstimmungsfeiern zusätzlich) in jährlicher Wiederkehr, sondern nach einer bestimmten, umgangssprachlich als „rund" bezeichneten Anzahl von Jahren gefeiert werden, Jubiläen im eigentlichen Sinne, die nicht nur flexibler angesetzt werden können, sondern nicht zuletzt deswegen auch disponibler für die Vermittlung und Bestärkung bzw. für die Verhinderung bestimmter Geschichtsbilder im Interesse von Gegenwartszielen werden.

Ein kurzer Blick auf die Geschichte der Institution „Jubiläum" erweist wie bei den „Anniversarien", den jährlichen Gedenktagen, eine religiöse Herkunft. Schon die Einführung des „Heiligen Jahres" 1300 durch den Papst (Bonifaz VIII.) war politisch, kirchenpolitisch instrumentalisiert, nämlich gegen die (seit dem 10.Jahrhundert) vor Jahrhundertwenden häufig auftretenden chiliastischen Strömungen und deren Endzeit-Erwartungen. Der Papst knüpfte dabei an das Jubeljahr der Juden an, das diese alle 7x7 plus 1 Jahre, also alle 50 Jahre zur Entsündigung und zur Versöhnung des Volkes mit Gott feierten.(5) Die jeweils in dieser Orientierung gefeierten christlichen „Heiligen Jahre" in Jahresabständen von 50, 100, mitunter auch 33 (Jahrhundertdrittel oder die Dauer des Lebens Jesu), schließlich von 25 Jahren wurden zu Vorbildern säkularisierter Jubiläen, zu denen nicht nur nationalstaatlich bedeutend eingeschätzter Ereignisse, ebensolcher Monarchen, Politiker, Heroen aus Freiheitskämpfen und militärischer Helden wie auch kultureller Größen gedacht wurde, sondern mit welcher Institution auch politische, konfessionelle und andere gesellschaftliche Gruppen sich zahlreiche Gelegenheiten bereiten konnten, Identifikationsereignisse und Identifikationsfiguren in und durch Jubiläen zu schaffen. Wenn auch das Jahrhundert, seine Halbierung und Viertelung seither den bestimmenden Rhythmus von Jubiläen ausmacht, verweisen die v.a. im 20. Jahrhundert

häufiger werdenden Varianten von 30-, 140-, 125-, 35- oder ähnlich beliebig „runden" Jahrfeiern schon alleine damit auf die aus gegenwärtigen Interessen geleitete Disponibilität von Jubiläen als spezifische Form historischer Vergewisserung.

In einer Analyse der österreichischen Türkenbefreiungsjubiläen (1933) faßte Michael Mitterauer (6) folgende – generelle – Probleme historischer Jubiläumsfeiern zusammen:

Jubiläen vernachlässigten Veränderungsprozesse und tendierten zu einer Identifizierung mit vergangenen Zuständen, Ereignissen und Personen; ein durch Jubiläen bestimmtes Geschichtsbewußtsein berge durch statisches Geschichtsdenken eine zumindest tendenziell ahistorische Komponente; – diese Zugangsweise zur Vergangenheit postuliere im Konstrukt eines „historischen Auftrags" eine überzeitlich gleichbleibende, also auch in die Zukunft zu tradierende „Mission" und behaupte eine Übereinstimmung von Vergangenheit und Gegenwart.

Gerade in österreichischem Kontext möchte ich hier auf die weitverbreitete Auffassung einer österreichischen „Brücken- und Bollwerks"-Mission erinnern, die jeweils auf die gesellschaftliche und politische Situation adaptiert als (meist „deutsche") „Ostmark-Mission" auftrat mit der Aufgabe, „Gefährdungen aus dem Osten" abzuwehren, sei es durch Hunnen, Awaren, Türken oder „Russen" bzw. „den Kommunismus" oder aber als politisches, ökonomisches bzw. zumindest als kulturelles „Ausfallstor" gegen Osten zu fungieren; – oder in der Ausformung österreichisch-deutsch-katholischer Reichsideologie in den 30er Jahren mit der nationalsozialistischen Ideologie vom „Dritten Reich" konkurrierte und so als – untaugliches – Instrument österreichisch-patriotischer Integrationsbemühung gerade gegen die Vereinnahmung durch den deutschen Faschismus diente; – ein österreichisches Missionsdenken, das neuerdings zu habsburgisch-nostalgisch gekleideter „Mitteleuropa"-Phantasie ‚gewandelt', solche Traditionen zumindest tendenziell aufzunehmen scheint.

In diesem Zusammenhang, durch Berufung auf wie immer auch abgeleiteten „geschichtlichen Auftrag", können solcherart Jubiläen-geformte Geschichtsauffassungen einerseits in Selbstüberhebung Ethnozentrismus erzeugen und bestärken – und andererseits, aber in Konsequenz dessen, den Aufbau von Feindbil-

dern begünstigen, Feindbilder, die als solche eben der Bekämpfung bedürfen und in einem solchen Geschichtsbild nicht selten mit aggressiven und militanten Komponenten verbunden werden.

Gewiß stellen sich diese Probleme jeder historischen Bemühung, gleichgültig, ob diese im engeren Sinne politischen, sozialen und ökonomischen oder kulturellen Themenfeldern gilt. Aber gerade die „Aura" von Jubiläen tendiert vielfach dazu, jene Umgangsweise mit Vergangenheit zu legitimieren, wonach affirmative Elemente aus der Geschichte selektiert werden, die zur Begründung gegenwärtiger Interessen brauchbar erscheinen. Daß dies nicht nur auf sozusagen „positiv" konnotierte Jubiläen zutrifft, sondern auch auf „negativ" wahrgenommene, will ich an einem Beispiel kurz erläutern.

Wann immer es in den letzten Jahren – an Jubiläen orientiert – galt, in breitem Konsens als „Tiefpunkten" eingeschätzten „Stationen" insbesondere im Verlauf der Ersten österreichischen Republik politisch, publizistisch und historisch zu gedenken, – etwa der Ausschaltung der parlamentarischen Demokratie 1933, der militärischen Niederwerfung der sozialistischen Arbeiterbewegung 1934 oder der Einverleibung Österreichs in das nationalsozialistische Deutsche Reich 1938 – , dann wurde in beharrlicher Wiederholung über ein Detail jener kurzen Phase österreichischer Innenpolitik raisonniert, in der nach dem Scheitern der Regierung Ender (in Zusammenhang mit dem Zusammenbruch der Credit-Anstalt) im Juni 1931 eine neue Regierungsmehrheit gefunden werden mußte. In den meisten diesbezüglichen Stellungnahmen wurde ausschließlich jene eine Variante von drei Möglichkeiten ausgesprochen, die Ignaz Seipel aber ausdrücklich (und damals wie heute in allen zeitgenössischen Zeitungen nachlesbar) als gleichwertige Varianten vorgeschlagen hatte, nämlich neben Weiterführung einer Bürgerblock-Regierung oder einer mit Notverordnungsrecht ausgestatteten bürgerlichen Minderheitsregierung die Errichtung einer aus Vertretern möglichst aller im Nationalrat vertretenen Parteien gebildete Konzentrationsregierung.

Dieser konkrete Vorschlag einer Allparteienregierung 1931 wurde in einer sich in den 80er Jahren verbreiternden Interessensorientierung auf eine „große Koalition" fast stereotyp und nichtsdestoweniger historisch falsch als „Koalitionsangebot" Seipels an

die Sozialdemokratie präsentiert. Damit sollte sichtlich positiv an die Leistungen der sozialdemokratisch-christlichsozialen Koalition 1919/20 erinnert werden, vermutlich mehr noch aber Reminiszenz an die beinahe staatsideologisch euphemisierte Politik der ÖVP/SPÖ-Koalition nach 1945 aktiviert werden.

Daß diese hartnäckig (bis heute) kolportierte historische Legende eines Seipelschen Koalitionsangebotes an die Sozialdemokratie im Regelfalle in zusätzlicher Verengung, nämlich als sozialdemokratische Verweigerung der angebotenen Koalition wahrgenommen wird, sagt wenig (bis gar nichts) über parteipolitische Zugehörigkeiten oder Präferenzen der Kolporteure aus als wesentlich mehr über ein weitverbreitetes großkoalitionäres Geschichtsbild, ein Geschichtsbild, das festmachbare Verantwortung für politische Entscheidungen in der Vergangenheit und daraus entstandene Konflikte, die durch Nichtaufarbeitung bis in die Gegenwart bedrohlich wirken, durch Schuldumkehr abzuwehren oder durch Schuldaufteilung aufzuheben vermeint.

Noch eine, wie mit scheint bezeichnende kleine Episode zu dieser Koalitionslegende: Als im Jänner 1988 in einer von dem im Nationalrat vertretenen Parteien veranstalteten Diskussion über den „Anschluß", dessen Vorgeschichte und Auswirkungen – in einer Jubiläumsveranstaltung also – von diesen Parteien nominierte (diesen aber nicht in jedem Falle direkt oder indirekt zuzuordnende) Sozialwissenschaftler auch über „Die parlamentarische Demokratie in Österreich der zwanziger und dreißiger Jahre" sprachen, wurden auch die Regierungskrise von 1931 und die Seipelschen Lösungsvorschläge diskutiert. Ein eifriger Vertreter der Koalitionsangebot-Legende meinte auf den Hinweis zweier Diskussionspartner (7) auf eine materialreich gestützte Untersuchung (8), derzufolge die Sozialdemokratie ihre guten Gründe gehabt habe, den Eintritt in die von Seipel vorgeschlagene Konzentrationsregierung abzulehnen, da die Annahme der damit verbundenen Bedingungen einer vollständigen Kapitulation gleichgekommen wäre, bloß: „Was die Koalitionsablehnung begrifft, so gibt es natürlich hunderte von Quellen, aber das halte ich für Zeitverschwendung, mir genügt hier Otto Bauers Rede am Parteitag im November 1931, wo er keine Bedingungen zur Koalitionabeteiligung stellte"... (9)

Ich möchte diese Äußerung weder als Beweis für generelle Apperzeptionsverweigerung bewerten, noch als vernachlässigenswerten Einzelfall marginalisieren, der sich nur zufällig im Rahmen eines Jubiläums ereignete. Denn gerade Jubiläen tendieren dazu, geglaubte oder fiktive Bilder der Vergangenheit für die Gegenwart nutzbar zu machen, geschaffene Stereotypien zu bewahren und zu tradieren, – und das gilt nicht nur für Jubiläen in Form ritualisierter Festakte und Feierstunden, deren oft irrationaler und emotionsbetonter Umgang mit Geschichte auch durch Aufbietung akademischer Festredner nicht aufgehoben und nicht kaschiert werden kann.

Wenn in letzter Zeit Jubiläumsfeiern herkömmlicher Art auch sukzessive durch Veranstaltungen abgelöst werden, die wissenschaftliche Ansprüche stellen, etwa historische Großausstellungen (auf deren Instrumentalisierung für eine Förderung des Fremdenverkehrs verwiesen sei, aber nicht näher ausgeführt werden soll), jubiläumsorientierte Sammelwerke, Zeitschriften-Schwerpunktnummern oder historische Tagungen, so geben sich doch auch bei dieser prinzipiell nicht abzulehnenden Form von Umgang mit Geschichte nicht ganz unähnliche Probleme (wie oben schon angedeutet wurde). Aber wie bei dem im engeren Sinne „politischen" Gedenkfeiern ist auch bei „Jubiläums"-historischen Unternehmnungen zu fragen, was, wie und zu welchem Zweck thematisiert wird, eine Binsenweisheit, die ebenso ausgesprochen werden muß wie jene, daß sich auch Wissenschaftler nicht aus der politisch-gesellschaftlichen Entwicklung, sich also aus der Geschichte nicht wegstehlen können. Es sagt vielmehr über das herrschende Geschichtsbild in Österreich (und dessen historischer „Zunft") etwas aus, ob 50 Jahre nach 1918 in geschichtswissenschaftlichen Veranstaltungen vorrangig das „Ende", der „Untergang", die „Zerstörung" der Habsburger-Monarchie thematisiert erscheint oder ob der Aspekt des Neubeginns nationaler Gesellschaften auf diesem Gebiet im Vordergrund steht; ebenso aussagekräftig erscheint, wie dabei mit „Kontinuitäten" und „Diskontinuitäten" umgegangen wird. Die historischen Unternehmungen, die 1988 das Jahr 1938 thematisierten, werden erst recht danach zu beurteilen sein, ob der „Anschluß" als ausschließlich von „auswärts" erzwungener Kontinuitätsbruch eingeschätzt wird

oder ob in Österreich selbst wirksam gewordene Kräfte die Nazifizierung förderten und/oder über 1938 hinaus wirkten. Die auch in historischer Literatur – in Österreich vor allem für das Jahr 1945 – nicht unbeliebte Metapher vom „Jahr 0" ist ahistorisch. Allgemeiner könnte formuliert werden, daß Einschnitte in gesellschaftlichen Entwicklungen dann adäquate geschichtswissenschaftliche Behandlung erfahren, wenn nach Entstehungsbedingungen, neuen Elementen und fortwirkenden Kräften gefragt wird – oder: wenn das isolierte Datum für ein (wie auch immer isoliertes) „Faktum" als Motiv für ein „Jubiläum" als solches durch geschichtswissenschaftliche Bemühung aufgelöst, nämlich in der gesellschaftlichen Entwicklung dargestellt und erklärt erscheint.

Es läßt sich auch ein Zusammenhang sehen zwischen einer „Jubiläumshistorie", die gegenwärtige Verhältnisse zu rechtfertigen sucht, und einer Form von Geschichtsschreibung, die historische Objektivität mit jener vorgeblichen „Ausgewogenheit" verwechselt, die nicht den ungehinderten Austausch der Argumente meint, sondern auf möglichst gleichmäßige Erfolgs- und Schuld-Zuweisungen abzielt, oder anders ausgedrückt: durch ein in der Gegenwart vorgenommenes arithmetisches Mittel der Verantwortung für unbestrittene negative Konfliktfolgen auch die den Konflikt verursachenden Interessen (und die gewählten Durchsetzungsmittel) samt jenem aus der Vergangenheit zu eliminieren sucht.

Damit sei nicht gegen Unternehmungen argumentiert, die möglichst alle Positionen in eine historische Diskussion einbinden wollen oder wollten, wie etwa die 1972 konstituierte „Wissenschaftliche Kommission des Theodor-Körner-Stiftungsfonds und des Leopold-Kunschak-Preises zur Erforschung der österreichischen Geschichte der Jahre 1918 bis 1938". Im Rahmen dieser Kommission wurden zwar auch wichtige Forschungsergebnisse publiziert, es gingen insgesamt aber weniger problemorientierte Innovationen im Bereich historischer Forschung aus, wie ursprünglich intendiert, vielmehr wurden mittels Veranstaltungen die unterschiedlichsten – euphemistisch wäre wohl „pluralistisch" zu sagen –, häufig parteipolitisch identifizierbare oder für identifizierbar gehaltene, jedenfalls aber (überwiegend) vorfindliche

Positionen (mehr oder weniger) „ausgewogen" und nebeneinander präsentiert – und nicht einmal das auf Dauer. Daß von den bislang elf erschienenen Tagungsbänden neun die Referate und Diskussionsbeiträge von Symposien veröffentlichten, die ein „Jubiläum" zum Anlaß hatten, kann so nicht als Zufall gewertet werden und kann auch nicht alleine mit dem raschen organisatorischen Zugriff auf bereits vorhandene Arbeitsergebnisse erklärt werden; – ein Argument übrigens, das eher die Fragwürdigkeit von Jubiläumshistorie (10) zusätzlich deutlich machte. Denn bei welcher Gelegenheit sonst als bei Jubiläums-Anlässen lassen sich kontrovers zu diskutierende Fragen so leicht auf einen „Nenner", nämlich den des Jubiläums, bringen – und nicht auf einen (historisch differenzierten) „Begriff"?

Insoferne aber auch nicht zufällig, weil Jubiläumshistorie, auch wenn und gerade weil bei solchen – und nicht nur bei den eben apostrophierten – Veranstaltungen Kritik an herrschenden Geschichtsbildern eingebracht wurden und werden können, als ein Machtdiskurs wahrnehmbar ist, in welchem These und Antithese zu einem Komplex verbunden werden, in dem Kritik nicht nur wirkungslos wird, sondern auch als Kritik zur Stütze der diskursiven Macht werden kann. Eine in dieser Perspektive unternommene Sichtung der sowohl politischen Gedenk- (oder von mir aus auch „Bedenk"-) Veranstaltungen, als auch der Wissenschaftlichkeit beanspruchenden Unternehmungen zu den „Jubiläums"-Anlässen 1938 und 1939 verspräche interessante Aufschlüsse (– insbesondere zur Thematisierung österreichischer Opfer/Täter-Beziehungen zum deutschen Faschismus).

Damit ist aber der komplexe Problemkreis der Entstehung und Entwicklung von Geschichtsbild und Geschichtsbewußtsein angerissen sowie Rolle und Funktion, die die Wissenschaftler dabei „spielen", die – es sei wiederholt – in den gesellschaftlichen und politischen Zusammenhang eingebunden sind. Daß die vorherrschenden Geschichtsbilder weniger von der Fachhistorie als von den wirksamen Sozialisationsagenturen Familie, Schule und in immer stärkerem Ausmaße von den Massenmedien geprägt und vermittelt werden, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Daß gerade in den Medien zu bestimmten Terminen eine forcierte Ausstellung von im nationalen oder herrschenden Gruppen-Konsens bewährten, weil eingeübten Geschichtsbildern stattfindet, die vielfach nicht dem Stand wissenschaftlicher Forschungsergebnisse entsprechen, zeigt nicht nur das gesellschaftliche Interesse daran, sondern verweist durch die Einbindung gerade auch von dementsprechend ausgewählten Fachvertretern zur vorgeblich „wissenschaftlichen" Autorisierung solcher Bilder auf hierarchische Dimensionen der Gesellschaft, die Neugier, Kritik, eigene Erfahrung, Forderung nach Mitbestimmung und Veränderung als „unanständig" denunziert und allemal mehr von politischer Autorität und von dorther autorisiertem Wissen hält. Regierungsoffiziell gestaltete oder geförderte Jubiläumsveranstaltungen, auch wenn sie in den Formen wissenschaftlicher Tagungen durchgeführt werden, korrespondieren dem, wie nicht zuletzt Versuche aus 1988 und 1989 zeigen, bestimmte, den in Österreich perseverierten „offiziellen" Geschichtsbildern opponierende Wissenschaftler von solchen Veranstaltungen fernzuhalten.

Ich brauche gerade hier nicht zu betonen, daß die Problematisierung einer Vermittlung von Geschichtsbildern durch „Jubiläen" sich bloß auf politische Inhalte im engeren Sinne zu beziehen habe. Gerade eine „Jubiläumskultur", die sich des Gedenkens an Kunst- und Kunstschaffende bedient, die zum „selbstverständlich" genommenen Fundus nationalen Kulturgutes gezählt werden (und deshalb zunehmend als Inszenierungsrahmen zur Selbstdarstellung von Politikern dienen), bietet dafür – und zwar quer durch die Geschichte der modernen Nationalstaaten – eine Unzahl von Beispielen. Erinnert sei hier für Österreich bloß an die kontroverse ideologische Indienstnahme etwa von Grillparzer-, Raimund- und Mozart-Jubiläen innerhalb einer kurzen Zeitspanne einerseits für die deutsch-völkisch orientierte „Österreich"-Ideologie des Austrofaschismus, sodann für die kulturpolitisch formulierte Pazifierungspolitik des Nazi-Regimes in Wien, aber auch für eine „kulturelle" Legitimierung der nationalsozialistischen Mord- und Raubpolitik – und bald danach schließlich für eine Begründung der österreichischen Nation in der restaurierten Republik Österreich. Ohne hier diesen Problembereich näher ausführen zu können, sei angemerkt, daß gerade Kultur-Jubiläen für Erzeugung und Vermittlung auch von politisch-legitimierend gezeichneten Geschichtsbildern insoferne besonders geeignet er-

scheinen, als (intendierter oder unbeabsichtigter) Ideologietransfer unauffälliger stattfinden kann.

Historische Jubiläen weisen eben als solche problematische Dimensionen auf, die zu skizzieren ich hier versucht habe. Historische Jubiläen bedeuten eine Form des Vergewisserns von Geschichte, die jenes ahistorische Potential birgt, das mit einem Zitat von Joseph Roth über Franz Grillparzer (11) – von mir aus dem Sinnzusammenhang gelöst – so bezeichnet werden könnte: Vergangenes werde „durch Gedenkfeiern gelegentlich zur Vergessenheit emporgehoben".

Anmerkungen:

1 In der offizösen, vom Bundespressedienst verfaßten und herausgegebenen Chronik der österreichischen innenpolitischen Entwicklung für 1965, und zwar in einem eigenen Kapitel, „Die Jubiläen des Jahres (1945, 1955; aber auch der Wiener Kongreß u. Vorlesungsbeginn auf der HS.f.Technik Wien 1815, Gründung der Universität Wien 1365 u.a.), liest sich die Beschlußfassung des Nationalfeiertags durch den Nationalrat als Hinweis darauf, daß „nicht übersehen werden" dürfe, „daß auch die 10.Wiederkehr des Tages, an dem der letzte Besatzungssoldat Österreich verlassen hatte (sic!) – der 26. Oktober 1955 – Anlaß zu einem immerwährenden Gedenken", der Installierung eines Nationalfeiertages eben, geboten hätte; Österreichisches Jahrbuch 1965 (37. Folge), Wien 1966, S.81f.- Die noch immer weit verbreitete Meinung, dieser Feiertag erinnere an den Abzug „des letzten fremden Soldaten" , scheint sich von diesbezüglichen, im Juli 1955 (also noch vor Beschlußfassung des Neutralitätsgesetzes) im Erlaßwege bekanntgegebenen Intentionen der Unterrichtsverwaltung für einen jährlichen österreichischen „Unabhängigkeitstag" am 25. Oktober herzuleiten; siehe dazu Christiana Potocnik: Der österreichische Nationalfeiertag – Nur mehr ein Tag der Fitnessmärsche? In: Zeitgeschichte, 1/XVII (Oktober 1989), S.19-32, hier S.24

2 BGB1.Nr.263/1967.

3 Karl Stuhlpfarrer: Volksabstimmungsfeiern und Geschichtsbild. In: Kärnten – Volksabstimmung 1920. Voraussetzungen – Verlauf – Folgen, Wien/München/Kleinenzersdorf 1981 (Studien zur Geschichte und Gesellschaft in Slowenien, Österreich und Italien, 1), S. 13-27, hier 14f.

4 Ruf der Heimat, 14/1970, S.2. Siehe dazu Valentin Sima: Der 10. Oktober 1980 – Ein Fest der „Versöhnung" und der „Begegnung in Kärnten"? In: Kein einig Volk von Brüdern. Studien zum Mehrheiten-/Minderheitenproblem am Beispiel Kärntens, hsg.v.d. Arbeitsgemeinschaft Volksgruppenfrage a.d. Univ. Klagenfurt, Wien 1982, S. 259-300.- Im selben Band (S. 73-159) befindet sich eine Analyse der Blattlinie der Zeitschrift ´Ruf der Heimat`, siehe Willibald Holzer: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!" – Völkische Ordnungspräferenz und antiliberale Zielvorstellungen im ´Ruf der Heimat`.

5 Übrigens leitet sich auch die Benennung Jubel von dieser religiösen Feier her, da mit „iobel" ein Widderhorn bezeichnet war, mit dem das heilige Jahr der Juden eingeblasen wurde.

6 Michael Mitterauer: Politischer Katholizismus, Österreichbewußtsein und Türkenfeindbild. Zur Aktualisierung von Geschichte bei Jubiläen. In: Beiträge zur Historischen Sozialkunde, Heft 4/1982, S. 111-120.

7 Siehe dazu die Beiträge von Emmerich Talos, Karl Haas in: 1938 – Ursachen, Fakten, Folgen. Was können wir aus der Geschichte lernen? Hrsg. v. Erich Fröschl, Andreas Khol, Lothar Gintersdorfer u. Ali Gronner, Wien/München 1989.

8 Anton Staudinger: Konzentrationsregierung, Bürgerblock oder präsidiale Minderheitsregierung? Zum angeblichen Koalitionsangebot Ignaz Seipels an die Sozialdemokratie im Juni 1931. In: Zeitgeschichte, 1/XII (Oktober 1984), S. 1-18.

9 Walter B. Simon, in: 1938 – Ursachen, Fakten, Folgen, S. 58.

10 Meinungen, die darin Maßnahmen einer „Arbeitsbeschaffung" für Historiker oder Zeichen öffentlicher Wertschätzung der Geschichtswissenschaft sehen, wären wohl als naiv oder aber als zynisch zu qualifizieren.

11 Joseph Roth: Grillparzer. Ein Portrait. In: Das neue Tagebuch (Paris-Amsterdam), 4.XII.1937, S. 1169-1172.

Dieser Artikel erschien in: Schriften des Institutes für Österreichkunde: 59, Wien 1994, S.17ff.

Peter Malina

„... aber es wurde uns nichts geschenkt"

Zur staatsbürgerlichen Erziehung der österreichischen Schuljugend in Fest- und Feiergaben in den 50er und 60er Jahren

„Soll unsere Jugend vor dem schleichenden Gift der Vermassung bewahrt werden, muß sie wieder richtig lernen, richtig zu feiern. Sie muß lernen, das eigene Erleben zu vertiefen, muß sich besinnen und zum Schönen erheben. Sie muß sich aber auch wieder den Kräften anvertrauen, die dem einzelnen aus dem Erlebnis der Gemeinschaft erwachsen" (Fest und Feier 1953, 3).

In der Eröffnungssitzung des Österreichischen Nationalrats am 19. Dezember 1945 rief Leopold Kunschak, damals Präsident des neu gewählten Österreichischen Parlaments, seine Zuhörer auf, sich die Freude über dieses Ereignis nicht durch eine ausführliche Rückschau auf die Erlebnisse im letzten Jahrzehnt zu „vergällen". Es „gezieme" sich nicht, so meinte er, „eine solche Rückschau im Detail zu halten. Das möge den Geschichtsschreibern einer kommenden Zeit überlassen bleiben". Wohl aber gezieme es sich, „fest und unbeirrt" in die Zukunft zu blicken und die Parteiinteressen zurückzustellen, „weil wir alle miteinander die Pflicht empfinden, in erster Linie und mit der ganzen Kraft und Hingabe, über die wir verfügen, dem Volk und dem Vaterland zu dienen" (Freiheit, Einheit, Unabhängigkeit 1960, 14-15).

Diese Rede Kunschaks ist Teil einer Dokumentation, die das Bundesministerium für Unterricht zum „Tag der Fahne" 1960 österreichischen Schülerinnen und Schülern zur Verfügung gestellt hat und sollte, so das Vorwort des damaligen Bundesministers für Unterricht, Heinrich Drimmel, der Schuljugend, in einer Auswahl von Dokumenten der fünfzehn Jahre des erneuerten Österreich „das Leben aus diesem Glauben bekunden" (Freiheit, Einheit, Unabhängigkeit 1960, 4). Im Impressum ist angeführt, daß die im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht herausgegebene Broschüre sich in der Hauptsache auf drei in den Jahren 1955-1957 vom Bundesministerium herausgegebene Dokumentensammlungen stützte: „Freiheit für Österreich" (1955), „Österreich frei" (1956) und „Österreich. Freies Land – Freies Volk" (1957). Damit steht sie in der Tradition einer Reihe anderer Publikationen, die – beginnend in den 50er Jahren – aus Anlaß von Staatsfeiern und Jubiläen staatspolitische Gesinnung in die Schulen zu bringen versuchten. Geschichts-Bilder, die damals geprägt worden sind, haben – dies zeigen die Texte ganz deutlich – zumindest bis in die 80er Jahre hinein unproblematisiert zu einem wesentlichen Bestandteil des offiziellen österreichischen Geschichtsbewußtseins gehört: Österreich als erstes Opfer ist Schülerinnen und Schülern in Reden und Ansprachen der Staatsmänner der Zweiten Republik immer wieder vermittelt worden; die Ehrfurcht vor der Obrigkeit und das schreckliche Wort von der „Pflichterfüllung" gehörten zum Standardvokabular auch der offiziellen österreichischen Vergangenheitsverdrängung, und auch die Abschiebung der Verantwortung auf die jeweils „anderen" und die Selbstbemitleidung sind immer wieder im österreichischen Bewußtsein präsent gewesen. Nicht Aufarbeitung und Offenlegung, sondern Verdrängung und Verschweigen haben die österreichische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit geprägt.

Dieses Schweigen über das Vergangene konnte freilich nicht absolut sein, da auch die Gesellschaft der Zweiten Republik zu ihrer eigenen historischen Vergewisserung „Geschichte" und „Geschichten" brauchte. Mit der Fiktion der „Stunde Null" des Jahres 1945 schuf sich das Nachkriegsösterreich die Möglichkeit, eine „neue" Geschichte mit dem Wiederaufbau Österreichs seinem Weg in Prosperität und Wohlstand zu schaffen. Der (ohnedies selektive) Blick zurück war allerdings nicht ganz zu umgehen – vor allem dann, wenn es darum ging, die Leistungen der Gegenwart gegenüber jenen zu begründen, die diese Vergangenheit nicht miterlebt hatten – den Kindern und Jugendlichen. An offiziellen Fest- und Feiertagen schien es daher angebracht, den „Jungen" vor Augen zu führen, was die „Alten" für sie geleistet hatten und sie darauf hinzuweisen, daß sie sich dieses Erbes würdig erweisen sollten.

Als schulische Pflichtübung haben viele Kinder und Jugendliche der Nachkriegsjahre eine Fest-und-Feier-Pädagogik über sich

ergehen lassen müssen, die sie von „oben" her zu guten Staatsbürgern zu erziehen versuchte. Im Detail wird wohl nicht viel in Erinnerung geblieben sein – abgesehen von Haltungen und Einstellungen zur Geschichte/Vergangenheit, die ohnedies permanent als Ergebnis des „heimlichen Lehrplans" geprägt worden sind. Übriggeblieben sind jedenfalls die Fest- und Feierbroschüren, die österreichischen Kindern und Jugendlichen in den 50er und 60er Jahren in der Schule überreicht worden sind. In ihnen ist festgehalten, was sich Erwachsene von „ihren" Kindern als gute Staatsbürger wünschten. Es sind geradezu typische Produkte einer bemüht-unbeholfenen Pädagogik, die da meinte, Kinder zum Guten, Schönen und Wahren erziehen zu können, indem sie ihnen nur vom Guten, Wahren und Schönen sprach und dabei das nicht so Schöne, das Unwahre und die Schattenseiten der eigenen Geschichte verschwieg. Es macht daher Sinn, diese Texte wieder in Erinnerung zu rufen. Nicht, um sich besserwissend darüber zu mokieren, sondern darum, Einsicht in ein österreichisches Geschichtsbewußtsein zu gewinnen, das unbewußt geprägt, immer wieder in Erscheinung tritt.

1. Die Ursache des Unheils:

„Der böse Krieg"

Auch wenn die Autoren der Texte nach Möglichkeit versuchten, kontroversen Fragen der österreichischen Geschichte aus dem Wege zu gehen, sind ihre Geschichtserfahrungen geradezu allgegenwärtig: das Erleben des Kriegs und die Entbehrungen der unmittelbaren Nachkriegszeit. Dieser Krieg wird allerdings entpolitisiert und als eine dämonische Macht verstanden, der man hilflos ausgeliefert ist: In einer Jubiläumsschrift aus dem Jahre 1965 „Zwanzig Jahre Wien 1945-1965" erklärt ein Vater seinem Sohn dies so: „Der Krieg ist schrecklich und grausam. Aus Städten macht er Trümmerhaufen, aus Feldern eine Wüste. Die Menschen tötet er oder macht er zu Krüppeln" (Zwanzig Jahre Wien 1965, 4). Die Ursachen des Schreckens und die Verantwortlichen bleiben im Dunkeln: „Es ist so wie bei den Buben in deiner Klasse. Mancher Raufhansel kann es nicht ertragen, daß ein anderer stärker ist oder mehr Freunde hat. Der Raufhansel sucht sich auch

Freunde, natürlich solche, die gerne raufen, und eines Tages passen sie den ‚Feind' ab und verdreschen ihn" (Zwanzig Jahre Wien 1965, 6).

Wenn es um die konkrete Verantwortlichkeit für diesen Krieg geht, dann ist ist der „Raufhansl" bald gefunden – Hitler. Für die Broschüre „Zwanzig Jahre Wien" ist es klar: „Da war in Deutschland ein Mann, der hieß Adolf Hitler. Er war im Ersten Weltkrieg Soldat gewesen und konnte es nicht verwinden, daß Deutschland und Österreich diesen Krieg verloren hatten. Er hielt viele Reden und erzählte den Leuten, daß sie sich das nicht gefallen lassen dürften. Viele glaubten ihm. Hitler schloß sie in eine Partei zusammen, sie nannten sich Nationalsozialisten und bildeten sich ein, klüger und wertvoller als alle anderen Menschen zu sein. Schließlich hatte er die ganze Macht in seinen Händen. Niemand durfte ihm widersprechen. Er war ein Diktator. So nennt man einen Menschen, der im Staate allein herrscht" (Zwanzig Jahre Wien 1965, 6).

Der „schreckliche Krieg" war es gewesen, der Österreich zu vernichten drohte: „Er befiel alle wie ein böses Fieber. Er riß den Vater von Frau und Kind, den Sohn von Eltern und Geschwistern. Er zwang die Männer unseres Landes in Uniformen, die sie nicht tragen wollten. Er drückte ihnen Waffen in die Hand, die sie nicht gebrauchen wollten, und er schickte sie in einen Tod, den sie nicht sterben wollten" (Unser Österreich 1955 [1], 10). Daß Österreicher diesen Krieg mitgetragen haben, bleibt unerwähnt; daß dieser Krieg ein Vernichtungskrieg gewesen ist, der nicht nur Österreicher als „Opfer" betroffen hat, sondern ein Rassen- und Vernichtungskrieg gewesen ist, der vor allem die „anderen" betroffen hat, ebenso.

In der Festschrift „Freiheit für Österreich" (1955) wird Bundespräsident Körner zitiert, der da meinte, es liege die Verantwortung für die Teilnahme am Kriege in erster Linie bei jenen, „die Österreich tatenlos jener übermächtigen Gewalt auslieferten, die das seiner Freiheit völlig beraubte Land ein Jahr später in einen Krieg zwang, des es selbst niemals gewollt hatte" (Freiheit für Österreich 1955, 26). Auch Bundeskanzler Julius Raab folgte in seiner Erklärung der Bundesregierung anläßlich der 10. Wiederkehr des Jahrestages der Moskauer Deklaration vom 30. Oktober

1953 einem ähnlichen Argumentationsmuster. Starken Beifall bei den Regierungsparteien erhielt er mit seiner Feststellung, „daß wir für den Krieg Hitlers überhaupt keine Verantwortung zu tragen haben". Im übrigen – so seine Argumentation – „wie kann das Opfer der Aggressionspolitik eine Verantwortung für eine Tat des Aggressors tragen?" (Freiheit für Österreich 1955, 35).

Diese apologetische, Konflikte verschleiernde Sicht auf eine keineswegs harmonische Realität wird in den Texten immer wieder mit Zitaten untermauert. Beispielsweise mit dem Rechenschaftsbericht Karl Renners vor dem Österreichischen Nationalrat vom 19. Dezember 1945, in dem davon gesprochen wird, daß das „willenlose" in zwei Weltkriege „verstrickte" (österreichische) Volk in den Monaten seit der „Wiedererhebung" durch sein „musterhaftes" Verhalten bewiesen habe, daß es verdiene, sich selbst zu regieren und der vollen Freiheit würdig sei (Freiheit für Österreich 1955, 15). Der Krieg ist für Karl Renner in dieser durch stürmische Zustimmung und langanhaltenden Beifall immer wieder unterbrochenen Rede nichts als eine Naturgewalt, der man sich entziehen könne, denn: „der Krieg gehorcht seinen eigenen Gesetzen ... und der gewaltige Kriegsgott schreitet über schuldige und schuldlose Opfer hinweg" (Freiheit für Österreich 1955, 15).

Österreich in diesem Verständnis ist ein Land, das sich vor allem als „Objekt" (und das heißt auch: als „Opfer") versteht, ohnmächtig den Verhältnissen und ihren Zwängen ausgeliefert – und daher auch von aller Schuld und Verantwortung frei. Der Pakt zwischen dem deutschen und dem italienischen Faschismus bedeutete die Annexion und die Vernichtung der Eigenstaatlichkeit und endete in der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges, deren „unbefragtes und schuldloses Opfer" Österreich – so Karl Renner in einem Rückblick aus dem Jahre 1948 – geworden ist (Freiheit für Österreich 1955, 19). Freilich plagten den damaligen Bundespräsidenten auch Zweifel, ob diese Wendung Österreich nach 1945 auch so recht die anderen überzeugt, denn „zu einem Teil wollen sie es uns nicht glauben, peinigen uns mit ihrem Mißtrauen und erlauben es den Reumütigen nicht, sich zu bekehren" (Freiheit für Österreich 1955, 19).

2. Lesebuch-Erwachsene als Vorbilder:

„... war immer fleißig und hat seine Pflicht erfüllt"

Die mangelnde kritische Distanz zur eigenen Geschichte, die bewältigte Not der unmittelbaren Nachkriegszeit, aber auch die Selbstbestätigung durch den Erfolg des Wiederaufbaus Österreichs, ganz gewiß aber die Fähigkeit zu vergessen, machte es den Verfassern der Texte möglich, die Erwachsenengeneration (und damit wohl auch sich selbst) ohne jede Spur von Selbstkritik als nachahmenswertes Vorbild hinzustellen. Der Lesebuch-Bundespräsident Karl Renner beispielsweise ist ein Vorbild menschlicher Tugenden: Mut, Fleiß, Ausdauer, ein tätiger Geist, aber auch ein „Herz, das im Glück nicht übermütig wird und in der Gefahr nicht zittert". Deshalb gehöre ihm die Liebe der Österreicher und deshalb werden auch anläßlich seines 80. Geburtstages diese Liebe und Wertschätzung „besonders innig" zum Ausdruck kommen: „Regierung und Volk werden dem verdienten Staatsmann für all das danken, was er für Österreich in seinem bisherigen Leben getan hat ... Auch die Jugend Österreichs wird unter den Gratulanten nicht fehlen. In allen Schulen wird sie in feierlicher Weise der Großtaten seines Lebens gedenken und den Entschluß fassen, ihm nachzueifern in der Liebe zur Heimat und in der hingebungsvollen Arbeit für das österreichische Volk und die österreichische Republik" (In tiefster Seele treu 1950, 7).

Für den Verfasser dieses Geburtstagsbuches, Josef Pazelt, ist der Lebenslauf Karl Renners ein Beispiel für vorbildliches Leben: „Er war immer fleißig und hat seine Pflicht erfüllt, als Volksschüler, als Student, als Beamter, als Abgeordneter, als Staatskanzler und als Präsident der Republik. Ja, er hätte den Aufstieg bis zur höchsten Würde im Staat gar nicht machen können, wenn er nicht schon in seiner Jugend ein fleißiger, pflichtgetreuer, arbeitsamer Mensch gewesen wäre" (In tiefster Seele treu 1950, 8). Auch Theodor Körner konnte sich dem „Ruf der Pflicht" nicht entziehen und erklärte sich bereit, Amt und Funktion des Bürgermeisters der Stadt Wien zu übernehmen (Ein Leben für Österreich 1953, 84). Die Wiener hingegen statteten ihre „Dankespflicht" wenige Monate später ab, als sie ihn mit großer Stimmenmehrheit als Bürgermeister bestätigten (Ein Leben für Österreich 1953, 89).

Über Bundespräsident Schärf heißt es in einer Publikation zu seinem Gedenken: „Er war in seinem Amt, dem höchsten Amt unseres Staates, allen Österreichern ein Vorbild an Pflichterfüllung. Jeder Österreicher kannte ihn. Sein Bild hing in den Schulen, Amtsräumen und Kasernen. Wenn er in Wien in seine Kanzlei ging, grüßten ihn alle, die ihm begegneten, herzlich, ja fast ein wenig ehrfürchtig. Sie erzählten dann zu Hause, im Büro oder in der Fabrik: ‚Heute habe ich unseren Bundespräsidenten Schärf gesehen!'" (Bundespräsident Dr. Adolf Schärf zum Gedenken 1965, 4).

Wie weit diese Einübung in Ehrfurcht und Unterwürfigkeit zu gehen vermochte, zeigt ein anläßlich des 70. Geburtstages von Bundespräsident Adolf Schärf von Franz Kreuzer verfaßter Text („Herberts großer Tag") über die Begegnung eines Wiener Kindes mit Bundespräsident Adolf Schärf. Der mit Erlaß des Bundesministeriums für Unterricht als Klassenlesestoff zugelassene Text ist ein geradezu klassisches Beispiel für Training in hierachischem Denken: Der Brief, mit dem Herbert zum Bundespräsidenten eingeladen wird, ist kein gewöhnlicher Brief. Der Briefträger, der ihn bringt, überreicht ihn „behutsam" und gesteht sogleich „mit bedeutungsvoller Miene", daß er einen solchen Brief in seinem Leben noch nicht zugestellt habe. Als die Mutter erkennt, daß der Brief vom Bundespräsidenten stammt, „wagt" sie es nicht, den Brief zu öffnen; das darf nur der Vater tun, und seine Stimme wird ganz rauh vor Aufregung, als er begreift, daß es sich um eine Einladung seines Sohnes zum Bundespräsidenten handelt (Herberts großer Tag 1959, 10).

3. Die Botschaft der Erwachsenen:

„... sei stolz auf Deine Eltern"

Immer wieder wird in den Texten ein Österreich ungetrübter Harmonie und des Gleichklangs, des Zusammenhaltens und des gemeinsamen Aufbaus beschworen. In einem Zwiegespräch weist die Mutter die Kinder Franzl und Resi ausdrücklich darauf hin, daß die Österreicher in den Nachkriegsjahren nicht nur Feste feierten, sondern auch gemeinsam arbeiteten, damit alle wieder ein Dach über den Kopf hatten und wieder alles schön und sauber

aussah. Freilich hatte das seinen Preis: „... aber es wurde uns nichts geschenkt. Heute sagt man in der Welt: Es ist ein Wunder, wie schön Österreich schon wieder ist. Das verdankt es seinen fleißigen Menschen: den Arbeitern, den Bauern und Handwerkern, den Ärzten und den Lehrern. Alle, alle halfen mit ..." (Unser Österreich 1955 [2], o. S.).

Dieses „Österreich" ist ein Opfer der Verhältnisse, hat aber aus den Ereignissen gelernt: „Während auf allen Erdteilen Regierungskrisen, gesellschaftliche und wirtschaftliche Unruhen die Lebensgrundlagen der Völker und Staaten erschütterten, wahrte unser Volk in einem Jahrzehnt zäher, unbeirrbarer Arbeit trotz aller Gegensätze den inneren Frieden, bewies es vor aller Welt die Lebenskraft Österreichs" (Freiheit für Österreich 1955, 3). Die Lehre aus der Geschichte: „wenn wir einig sind, wenn wir wie gute Brüder und Schwestern zusammenleben, dann wird Österreich immer bestehen" (Unser Österreich 1955 [1], 57). Der jungen Generation fällt dann die Aufgabe zu, an die Stelle der Eltern zu treten und aus ihrer Hand Österreich als „heiliges Erbe" zu übernehmen (Unser Österreich 1955 [1], 61).

Die (erwünschte) Reaktion der jungen Generation auf die Wohl-Taten der älteren Generation (Eltern, Erzieher, Politiker) ist für die Erwachsenen eindeutig: danken, danken, danken. Die Jugendlichen sollten daran denken, wem sie ihr Leben in diesem Österreich zu verdanken haben, denn „diese Großtat des österreichischen Volkes haben seit 1945 eure Väter, eure Mütter vollbracht" (Freiheit, Einheit, Unabhängigkeit 1960, 3).

Immer wieder findet sich in den Texten der Appell an die Jugend, sich dessen bewußt zu sein, daß ihre Eltern diese Republik aus Schutt und Asche aufgebaut habe. Der Mythos des Wiederaufbaus liest sich in einer Festgabe der Bundesregierung für die österreichische Jugend im Vorwort des damaligen Bundesministers für Unterricht Theodor Piffl-Percevic dann so: „Besonders die Jugend, die dieses Jahr nur vom Hörensagen kennt, sollte deshalb bemüht sein, die furchtbare Notzeit jener Jahre nachzuerleben, um den Mut und die Entschlossenheit, die Größe jener Männer und Frauen voll würdigen zu können, die damals im letzten Kampflärm des Zweiten Weltkrieges, im Zusammenbruch jeglicher Ordnung Österreich wieder errichteten" (Österreich.

Einheit, Freiheit, Unabhängigkeit 1965, 5). Ganz so konnten/wollten die Erwachsenen der jungen Generation allerdings nicht trauen. Eine in verschiedenen Varianten immer wiederkehrende Sorge der Erwachsenen ist es daher auch, daß der („ihr") Wohlstand, dessen sich die Jugend erfreuen könne, durch die Jugend nicht gewürdigt oder gar in Frage gestellt werden könnte. Piffl-Percevic weist die Jugendlichen daher ausdrücklich auf die Tugenden von Fleiß und Arbeit hin: „Der erreichte Wohlstand soll euch aber nicht verbergen, daß auch noch heute unsere Freiheit täglich neu erarbeitet, daß sie nur in der großzügigen Bereitschaft zur Einheit über alles Trennende hinweg errungen werden muß, daß unsere Unabhängigkeit nur durch gemeinsame fleißige Arbeit in dieser vielfach zerspaltenen Welt behauptet werden kann ..." (Freiheit, Einheit, Unabhängigkeit 1960, 3).

4. Hilflose Pädagogik:

„Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir"

Es geht in diesen Texten also in erster Linie um die Geschichte der alten, nicht um die der jungen Generation. Das Ergebnis ist eine im Grunde zutiefst apologetische Geschichtsdarstellung, die nach Möglichkeit versucht, den Klippen und neuralgischen Punkten der österreichischen Geschichte aus dem Weg zu gehen. Die Generation des „Wiederaufbaus" bemitleidet sich „ihren" Kindern gegenüber und bittet immer wieder, man möge sie doch verstehen und ihre Leistungen anerkennen. So heißt es etwa in einem Text aus dem Jahre 1955: „Nun hast du gelesen, wie schwer es deine Eltern hatten, die Not der Kriegszeit und der Nachkriegszeit zu überwinden. Du weißt es jetzt, wie schwer es war, dir wieder ein Dach über den Kopf zu bauen, die wieder genügend gutes Essen zu geben, dich wieder gut zu kleiden, dir wieder festliche Tage zu bereiten. Sei stolz auf deine Eltern!" (Unser Österreich 1955 [1], 59-60).

Falls sich die Jugend nicht willig zeigt, den erzieherischen Anweisungen zu folgen, schien den Erwachsenen durchaus auch das Mittel der „Schwarzen Pädagogik" angebracht, um ihre Schutzbefohlenen auf den rechten Weg zu bringen. In einem Vorschlag für eine Republikfeier aus dem Jahre 1953 beispielsweise kommt

der Autor auch auf den bevorstehenden 1. Mai zu sprechen und bezieht sich dann eher unvermittelt auf das alte Sprichwort „Wer nicht arbeitet, soll auch nichts essen". Als Lebensregel gilt dann: „Auf die Schule übertragen, heißt das: Wer in der Schule nicht mitlernt, seine Hausaufgaben nicht sorgfältig und nach bestem Gewissen macht, der verdient nicht, daß er zu Hause am gleichen Tisch seine Mahlzeiten einnimmt wie die anderen" (Fest und Feier 1953, 23). Den Kindern – so der Text weiter – soll auch beigebracht werden, Freiheit ja nicht mit schrankenloser Freiheit zu verwechseln: „Viele nehmen ihre Pflichten als Staatsbürger ernst, andre wieder glauben, in einer Republik kann jeder tun, was er will. Weit gefehlt, erst wenn jeder das Seine zum gemeinsamen Werk beiträgt, dann steht das Staatsgebäude fest und unerschütterlich. Die Freiheit darf nicht dazu benützt werden, sich auf Kosten anderer zu bereichern" (Fest und Feier 1953, 24-25). Diese pädagogische Unbeugsamkeit bestimmt bis zum Schluß das Konzept dieser „für" die Kinder gedachten Feierlichkeit. Wieder hat der Lehrer das Wort, und er benützt dieses, um die Schüler nochmals zu Einsatz und Fleiß zu ermuntern: „Wenn wir morgen wieder an unsre Arbeit gehen, so wird in uns manches Wort und mancher Spruch aus dieser Feier noch nachklingen. Und wir werden besser verstehen, was uns ein altes lateinisches Sprichwort sagt: Nicht für die Schule, nein, für das Leben lernen wir! Als vollwertige Staatsbürger wollen wir einst unserem Vaterland Österreich alle unsere Kräfte weihen!" (Fest und Feier 1953, 26).

Es ist stark zu vermuten, daß diese pädagogischen Bemühungen mehrheitlich wohl nur Langeweile und Widerwillen, bestenfalls geduldiges Mitmachen und Ergehenlassen zur Folge hatte. Die Erwachsenen jedenfalls scheinen vom Erfolg ihrer pädagogischen Bemühungen durchaus überzeugt gewesen zu sein. Die Texter des Bundesministeriums für Unterricht (meist verdiente Schulmänner) registrierten – wohl auch als Ergebnis pädagogischer Autosuggestion – nur Zustimmung. Die Broschüre, so heißt es im Vorwort zu einer Publikation zum Tag der Fahne 1959, bringe einen Ausschnitt aus den zahllosen Bekenntnissen zu Österreich, die am 26. Oktober im ganzen Tag abgelegt wurden: „Möge der Leser dieser Berichte die gleiche Freude empfinden wie alle jene, die bei der festlichen Begehung des ‚Tages der

österreichischen Fahne' gestaltend und feiernd beteiligt waren". Die Autoren richten anschließend an die Leser die Aufforderung, ihre Aufmerksamkeit auf die Vielfalt der Möglichkeiten der Gestaltung des „Tag des österreichischen Fahne" zu lenken und daraus zu erkennen, daß dieser Festtag zu einem Fest der Gemeinschaft wurde, an dem sich „alle – vom Bundespräsidenten bis zum Schulkind – beteiligten" (Tag der Österreichischen Fahne 1959, 6).

Ergeben sich die „Objekte" dieser Feiern – die Kinder/Schüler – den an sie gestellten pädagogischen Ansprüchen, dann ist die Welt der Erwachsenen, die dann auch mit Lob nicht sparen, in Ordnung, und dann gibt es auch Lob und Zuwendung: „Wie erfindungsreich die Jugend bei der Gestaltung des ‚Tages der österreichischen Fahne' war, zeigen die nachfolgenden Berichte aus den Bereichen der Landesschulbehörden. Vom Basteln rotweißroter Fähnchen bis zum Versorgen der Häuser mit Fahnentuch, vom Herrichten der Holzstöße für Höhenfeuer, dem Schmuck des Festplatzes, der abendlichen Beleuchtung der Fenster bis zum Bereitstellen der Textblätter mit der Bundes- und Landeshymne erstreckte sich die vorbereitende Arbeit der Schuljugend" (Tag der Österreichischen Fahne 1959, 16).

Vereinzelt freilich scheinen den Autoren der Texte doch auch Zweifel aufgekommen zu sein, ob ihre Bemühungen wirklich zu überzeugen imstande gewesen sind. In einem Rückblick auf die Entwicklung Wiens 1945-1965 (Zwanzig Jahre Wien 1965, 30) fordert im Text beispielsweise ein Onkel seinen Neffen (der ihm das schöne Wien gezeigt hat), auf, darauf zu sehen, daß er ein tüchtiger Mann werde und Wien so schön erhalte oder noch schöner mache: „Du und deine Schulkameraden, ihr seid die künftigen Baumeister und Bürgermeister. Kluge Männer und Frauen haben seit 1945 für Wien gesorgt. Schaut, daß ihr auch so klug oder noch klüger werdet". Der Neffe freilich denkt sich: „Baumeister möchte ich gerne werden ... Aber er sagt das nicht, denn er spürt, daß das auf die feierlichen Worte des Onkels nicht paßt".

Literatur

Bundespräsident Dr. Adolf Schärf. Zum Gedenken. Text von Anton Tesarek. Mit Erlaß des Bundesministeriums für Unterricht vom 16. März 1965 ... als Klassenlesestoff zum Unterrichtsgebrauch in der 3. bis 5. Schulstufe zugelassen. Wien, 1965.

Ein Leben für Österreich. Unser Bundespräsident Dr. h.c. Theodor Körner. Die Gemeinde Wien widmet dieses Buch zur Erinnerung an den 80. Geburtstag unseres Bundespräsidenten Dr. h.c. Theodor Körner der Wiener Schuljugend. Der Jugend geschildert von Gustav K. Bienek. Wien, 1953.

Fest und Feier in zeitgemäßer Gestaltung. Herausgegeben von Richard Szerelmes. 5: Staatsbürgerliche Feiern. Wien, 1953.

Freiheit, Einheit, Unabhängigkeit. Zum Tag der österreichischen Fahne 1960. 5 Jahre Staatsvertrag, 15 Jahre erneuertes Österreich. Herausgegeben vom Bundesministerium für Unterricht. Auswahl und Redaktion: Anton Kolbabek. Betreuung der Herausgabe: Otto Timp. Wien, 1960.

Freiheit für Österreich. Dokumente. Herausgegeben vom Bundesministerium für Unterricht. Wien, 1955.

Herberts großer Tag. 20. April 1960. Bundespräsident Dr. Adolf Schärf zum 70. Geburtstag. Die Gemeinde Wien widmet dieses Buch zur Erinnerung an den 70. Geburtstag unseres Bundespräsidenten Dr. Adolf Schärf der Wiener Schuljugend. Text von Franz Kreuzer. Mit Erlaß des Bundesministeriums für Unterricht vom 21. Dezember 1959 ... als Klassenlesestoff zum Unterrichtsgebrauch an Haupt- und Mittelschulen (Unterstufe) zugelassen. Wien, 1960.

In tiefster Seele treu. Aus dem Leben des Bundespräsidenten Dr. Karl Renner. Der österreichischen Jugend anläßlich des 80. Geburtstages des Staatsoberhauptes erzählt von Josef Pazelt. Die Gemeinde Wien widmet dieses Buch zum 80. Geburtstag unseres Bundespräsidenten Dr. Karl Renner der Wiener Schuljugend. Wien, 1950.

Österreich. Freies Land – Freies Volk. Dokumente. Herausgegeben vom Bundesministerium für Unterricht. Wien, 1957.

Österreich. Einheit, Freiheit, Unabhängigkeit. Zwanzig Jahre Zweite Republik. Zehn Jahre Staatsvertrag. Festgabe der Bundesregierung für die österreichische Jugend. Auswahl und Gestaltung: Hermann Käfer, Anton Kolbabek, Hermann Schnell, Klemens Zens. Wien, 1965.

Österreich frei. Dokumente II. Herausgegeben vom Bundesministerium für Unterricht. Wien, 1956.

Tag der österreichischen Fahne. Rückblick und Ausschau. Herausgegeben im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht. Wien, 1959.

Unser Österreich 1945-1955 [1]. Zum 10.Jahrestag der Wiederherstellung der Unabhängigkeit der Republik Österreich der Schuljugend gewidmet von der österreichischen Bundesregierung. Nach Entwürfen von O. F. Lang und R. Ritter verfaßt von einer Arbeitsgemeinschaft. Wien, 1955.

Unser Österreich 1945-1955 [2]. Zum 10. Jahrestag des Wiedererstehens der Republik Österreich der Schuljugend gewidmet von der österreichischen Bundesregierung. Mit Erlaß des Bundesministeriums für Unterricht vom 18. März 1955 ... zum Unterrichtsgebrauch an Volksschulen zugelassen. Geschrieben und gezeichnet von einer Arbeitsgemeinschaft. Wien, 1955.

Zwanzig Jahre Wien 1945-1965. Im Sinne der Baumeister der Zweiten Repu-

blik Österreich den jungen Wienern aus Anlaß des zwanzigsten Jahrestages des Befreiung gewidmet. Der Bürgermeister der Stadt Wien. Für den Inhalt verantwortlich: Emy Wohanka. Wien, 1965.

Um den Anmerkungsapparat nicht zu sehr zu belasten, wurden im Text lediglich die Fundstellen der Zitate aus den verwendetenen Fest- und Jubiläumsschriften angeführt. Grundsätzliche Überlegungen zum „Vergessen" und „Erinnern" bzw. zum „kollektiven Gedächtnis" finden sich bei:
Maurice Halbwachs. Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt/M., 1991 (Fischer-Taschenbücher. Wissenschaft. 7359).
Ergänzed dazu: Pierre Nora, Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Berlin, 1990 (Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek. 16); Kristin Platt, Mihran Dabag (Hrsg.), Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten. Opladen, 1995;
Hanno Loewy, Bernhard Moltmann (Hrsg.), Erlebnis – Gedächtnis – Sinn. Authentische und konstruierte Erinnerung. Frankfurt/M., New York, 1996 (Wissenschaftliche Reihe des Fritz-Bauer-Instituts. 3).
Der Umgang Österreichs mit seiner Vergangenheit ist in den letzten Jahren mehrfach thematisiert worden. Hingewiesen sei hier unter anderem auf:
Albert G. Absenger (Hrsg.), Österreichbewußtsein, Vergangenheitsbewältigung, Neutralitätspolitik. Wien, 1987 (Schriftenreihe zur Lehrerbildung im berufsbildenden Schulwesen. 97);
Anton Pelinka, Erika Weinzierl (Hrsg.), Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit. Wien, 1987 (Edition S);
Heidemarie Uhl, Zwischen Versöhnung und Verstörung. Eine Kontroverse um österreichs historische Identität fünfzig Jahre nach dem „Anschluß". Wien, Köln, Weimar, 1992 (Böhlaus zeitgeschichtliche Bibliothek. 17);
Meinrad Ziegler – Waltraud Kannonier-Finster (Hrsg.), Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit. Wien, Köln, Weimar, 1993 (Böhlaus zeitgeschichtliche Bibliothek. 25);
Die Sprachen der Vergangenheiten. Öffentliches Gedenken in österreichischen und deutschen Medien. Frankfurt/M., 1994 (Suhrkamp-Taschenbuch. Wissenschaft. 1133);
Gerhard Botz (Hrsg.), Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte. Verdrängte Vergangenheit, Österreich-Identität, Waldheim und die Historiker. Frankfurt/M., New York, 1994 (Studien zur historischen Sozialwissenschaft. 13);
Wolfgang Kos, Eigenheim Österreich. Zu Politik, Kultur und Alltag nach 1945. Wien, 1994;
Günter Bischof (Hrsg.), Austrian Historical Memory and National Identity. New Brunswick, London, 1997 (Contemporary Austrian Studies. 5);
Auch die *schulhefte* haben sich diesem Thema mehrfach gewidmet, insbesondere Heft 56/1989: „Erinnern als Vergessen. Der Zweite Weltkrieg".

Ursula Gerum, Manuela Mittergeber

„...eine rationale, eine volkswirtschaftliche Pflicht."

Festtage und Kommerzialisierung

Im österreichischen Festtags- und Gedenktagskalender finden sich Tage, die eine konkrete Zuweisung in allgemein gebräuchliche Kategorien (politische oder religiöse Feiertage; private oder öffentliche Feste) nur in begrenztem Maße zulassen. Es sind dies Tage wie zum Beispiel der Tag der Umwelt, der Tag des Apfels, der Weltmilchtag oder der Vatertag, deren Gemeinsamkeit darin besteht, einer bestimmten Person oder Sache gewidmet zu sein. Einmal im Jahr erscheint es notwendig der Mutter zu gedenken, auf den Spargedanken hinzuweisen, den Umweltschutz ins Bewußtsein zu rufen. Vor allem jene Tage, deren Ziel es ist, der Bevölkerung ein bestimmtes Produkt zu präsentieren und dieses durch großangelegte Werbekampagnen zu etablieren, lassen den Schluß zu, daß ihre Erhebung zum sogenannten Feiertag in erster Linie wirtschaftlich motiviert ist. Aber auch die Tage, in deren Mittelpunkt eine Person steht, weisen durch das Ritual des Schenkens eine Tendenz zur Kommerzialisierung auf. In weiterer Folge soll versucht werden, anhand der Beispiele Muttertag, Weltspartag und Valentinstag diesen Trend ansatzweise zu untersuchen.

Muttertag – „Der Mutter gedenken, der Mutter schenken"

Der von Ann Jarvis 1907 ins Leben gerufene „General Memorial Day of all Mothers" am zweiten Maisonntag wurde in den Vereinigten Staaten mit so großer Begeisterung aufgenommen, daß er vom Kongreß 1913 zum offiziellen Festtag erklärt wurde. Die Tatsache, daß sich der Kult hervorragend für politische und wirtschaftliche Interessen verwerten ließ, war sicher auch ausschlaggebend für seine rasche Verbreitung. 1923 wurde erstmals der zweite Sonntag im Mai in Deutschland unter dem Titel „Deutscher Muttertag" gefeiert, um von seiner amerikanischen Her-

kunft abzulenken. Seit den 20er Jahren wird dieser Festtag auch in Österreich begangen. In Deutschland ergriff der „Verband Deutscher Blumengeschäftsinhaber" die Muttertagsinitiative. Die in den Vereinigten Staaten traditionelle weiße Nelke wurde als „Muttertags-Blume" wegweisend für ein geschäftsförderndes Mutter-Blumenfest. Die Werbestrategie des Blumenhandels war darauf ausgerichtet, jegliches Geschäftsinteresse zu verbergen und nur die Mutterverehrung hervorzuheben.

Es wurden neutrale Ausschüsse zur Vorbereitung von Muttertagsfeierlichkeiten gebildet. In diesen Ausschüssen versammelten sich Vertreter der Ortsbehörden, der Kirchen, der Schulen und der Wohlfahrtsbehörden. Weitere Proponenten der Muttertagsidee waren vor allem Frauen- und Jugendverbände. Verschiedene Printmedien veröffentlichten Berichte und Aufrufe zur Vorbereitung der Feierlichkeiten. Der Blumenhandel steuerte Gratissträußchen für Krankenhäuser, Altersheime und öffentliche Mutterehrungen bei. Auch der Rundfunk trug durch seine Berichterstattung zu einer erfolgreichen Muttertagskampagne bei.

Überraschend an dem ganzen Werbeaufgebot ist, in welchem Maße die Verbandszeitung der Blumenhändler dazu genutzt wurde, die „ideologische" Untermauerung der Mutterverehrung voranzutreiben. Natürlich gab es auch kritische Stimmen, denen die Geschäftsinteressen der Blumenhändler zu offensichtlich waren. Der Blumenhandel war demgegenüber stets bemüht, seine Interessen gegenüber konkurrierenden Branchen, wie dem Süßwarenhandel, den Parfumerien und dem Haushaltsartikelhandel zu verteidigen und diese durch die ursprünglich übermaterielle Bedeutung von Blumen als Ausdruck der Verehrung der Mutter zu begründen. Die Blume allein sollte den tiefen Gehalt dieses Tages symbolisieren.(1) Angesichts der Bedrohung des „Geschenk-Monopols" des Blumenhandels am Muttertag durch intensive Marketingaktivitäten anderer Branchen, sahen sich Gärtner und Floristen zu neuen Werbeoffensiven veranlaßt. In einer Verbandszeitung des Blumenhandels finden sich dazu folgende Ausführungen:

„Der Muttertag ist von der Gefahr bedroht, immer mehr vom reinen Blumentag zum Geschäftstag für andere Branchen zu werden. Deshalb wurde 1995 der Muttertag mit der zweithöchsten Dotierung des Werbe-

aufwandes ausgestattet, um auf diese Weise wieder Blumen zum Hauptgeschenk für Mütter werden zu lassen." (2)

In früheren Jahren war die Werbung für die Muttertagsidee noch weit stärker von idealistischer Argumentation geprägt. So wurde in den 30er Jahren nicht nur eine individuelle, sondern vor allem eine kollektive Mutterverehrung propagiert.

„Mutter-Ehrung sollte die zerstrittene Nation erneut integrieren, die Familie als Keimzelle des Staates stabilisieren und die Jugend für ihre zukünftigen Aufgaben erziehen. [...] Denn Mutter-Ehrung sollte als erzieherische Kraft Frauen und vor allem heranwachsende Mädchen in den Bann der „Mütterlichkeit" schlagen und so auf ihren „natürlichen" Beruf verpflichten. Männer und Jungen sollten zur Ehrfurcht vor der Mutter und damit zur Wertschätzung der Familie erzogen werden." (3)

Ein Ziel des 1931 gegründeten „Reichsausschusses für den deutschen Muttertag", der sich die Verbreitung der Muttertagsidee zur Aufgabe gemacht hatte, war es, einheitliche Richtlinien zur Durchführung des Muttertages festzusetzen und durch Werbeaktionen dafür zu sorgen, daß sie bei der Bevölkerung aufgenommen würden.

Der Ausschuß setzte sich dafür ein, daß alle öffentlichen Veranstaltungen am zweiten Maisonntag im Zeichen des Muttertages stehen sollten. Gleichzeitig sollte der Muttertag als ein trautes Familienfest etabliert werden. Träger dieser Feier sollten die Kinder sein. Ihnen galten auch die „Zehn Gebote für den Muttertag", die dem Fest die entsprechende Ordnung und sakrale Weihe geben sollten:

1. Nimm der Mutter am Sonntag alle Arbeit ab, damit sie einen Feiertag hat.
2. Stelle frühmorgens *Blumen* ans Lager oder auf den Tisch.
3. Schicke ihr, wenn Du fern von ihr weilst, einen Brief, eine Karte, füge eine *Aufmerksamkeit* bei.
4. Gehe zum Friedhof, wenn dort Deine Mutter liegt, oder eine andere Mutter, die zu Deinem Verwandtenkreise gehört, und wie am Totensonntag düstere Kränze niedergelegt werden, so schmücke das Grab mit den *Blüten des Frühlings*.
5. Horche Dich um in der Nachbarschaft, wo eine Mutter Not und Sorgen leidet, sage ihr tröstende Worte, drücke ihr die Hand und biete ihr sonst eine *Aufmerksamkeit*.

6. Weißt Du eine Mutter im Krankenhaus, im Siechenhaus, im Altersheim, gedenke ihrer. Frage nicht, ob andere dazu verpflichtet sind.
7. Wenn Du auf der Straße ein altes Mütterchen siehst, gehe zu ihr und erweise ihr eine Freundlichkeit, oder schenke ihr eine *kleine Gabe*, wenn es nötig ist.
8. Nimm einer Mutter, gleichviel ob jung oder alt, Lasten ab, geleite, stütze sie, wenn es nottut.
9. Wirb jetzt und am Muttertage selbst für den Gedanken, setze ihn in die Tat um und sorge, daß es auch andere tun.
10. Nimm Dir fest vor, Deine Mutter und alle deutschen Mütter auch in Zukunft stets zu achten, zu ehren und zu unterstützen, immer und alle Tage – wie am Muttertage. Sorge dafür, daß auch andere es tun. Dann wird der Muttertag ein Segen für das deutsche Volk werden! (4)

Daß sich das Anliegen dieses Ausschusses, für den Muttertag ein einheitliches Ritual zu schaffen, durchgesetzt und bis zur Gegenwart erhalten hat, läßt sich an der Art und Weise, wie Muttertag auch heute noch in den Familien gefeiert wird, erkennen. Der Muttertag ist nach wie vor ein hauptsächlich im privaten Kreis gefeiertes Fest.

Wie man an dem Beispiel der „Zehn Gebote für den Muttertag" erkennen kann, war das Ritual des Schenkens von Beginn an ein fester Bestandteil des Muttertagbrauches. Gibt sich das Kind damit zufrieden, der Mutter kleine, persönliche Aufmerksamkeiten zukommen zu lassen – von der Schule, die so als eine Bewahrerin der Muttertagsidee gesehen werden kann, ausreichend instruiert – so tendieren Erwachsene in verstärktem Maße dazu, ihre Mütter mit immer kostspieligeren Geschenken zu überhäufen. Ein Trend, der von der Wirtschaft initiiert wurde und weiterhin forciert wird. Der Muttertag wird für wirtschaftliche Interessen instrumentalisiert, basierend auf familiär begründeten Emotionen und Verhaltensweisen im Wechselspiel mit von der Werbung produzierten Bildern und Interpretationen der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die den familialen Lebenszusammenhang durchdringen und prägen.

In den letzten Jahren häufen sich kritische Stimmen, die sich

gegen die kommerzielle und ideelle Gestaltung des Muttertages aussprechen. Nicht nur das katholische Familienwerk, sondern auch diverse Frauenverbände setzen sich für eine Umgestaltung dieses Tages ein. Ein Vorschlag besteht darin, anstelle von Muttertag und Vatertag einen Elterntag bzw. einen Tag der Familie einzuführen, der geeigneter scheint, die Ideale einer partnerschaftlichen Erziehung und die Werte der Familie bewußt zu machen.(5)

Valentinstag – „Durch die Blume..."

Der römische Bischof Valentin von Terni, der am 14. Februar 269 n. Chr. sein Martyrium erlitten haben soll, gilt als Beschützer der Verlobten und Stifter einer guten Ehe. Neben den traditionellen Bräuchen, die an diesem Tag zur Vorbereitung der Heirat begangen werden – im England des 15. Jahrhunderts beispielsweise zogen die unverheirateten Jungen und Mädchen das Los und wurden so zu „Valentin und Valentine" – hat sich allgemein der Brauch durchgesetzt, daß sich die Liebenden am 14. Februar mit Blumen und anderen kleinen Gaben beschenken. In Amerika war es üblich „Valentine greetings" mit Herzen und Sprüchen zu verschicken. An diese Gewohnheit haben die Konsumstrategen des europäischen Raumes in den 50er Jahren angeknüpft. Die Vermarktung des Feiertages nahm ihren Ausgang nach dem Ende des zweiten Weltkrieges in Frankreich und Belgien, von wo über die Blumenhandlungen und Fleuropzentralen in die Schweiz, nach Deutschland und Österreich exportiert wurde. (6)

Die österreichischen Gärtner und Floristen nahmen sich dieser Idee an, sodaß der Valentinstag auch hier zu Lande zu einem fixen Bestandteil des Feiertagskalenders wurde.

Der Valentinstag scheint einer jener Tage zu sein, an denen die Tendenz zur Kommerzialisierung am deutlichsten ausgeprägt ist. Die Tatsache, daß dieser Tag von einer wirtschaftlichen Interessensgruppe ins Leben gerufen wurde, spricht für sich. Im Gegensatz zum Muttertag existieren für den Valentinstag keinerlei kollektive Richtlinien, wie dieses „Fest" zu feiern wäre. Der Brauch erschöpft sich im Ritual des Schenkens, wobei es in keiner Weise reglementiert ist, wer wen zu beschenken hat.

Die, wie bereits erwähnt, in England kontinuierlich gewachsene, alte Tradition des Valentinstages scheint in Österreich viel von ihrer ursprünglichen Bedeutung verloren zu haben. Für die Blumenhändler diente dieser Brauch als Legitimation für die Einführung eines Blumentages. Es stellt sich die Frage, inwieweit der eigentliche Sinn dieses Festes im Bewußtsein der Konsumenten verankert ist und warum der Aufforderung der Werbung Folge geleistet wird.

Durch gezielte Propaganda der österreichischen Blumenwerbung wurde der Valentinstag zum Hauptgeschäftstag für Gärtner und Floristen. Der Umsatz der Floristen steigt – nach der eher absatzschwachen Zeit zwischen Weihnachten und dem 14. Februar – am Valentinstag auf das Vier- bis Fünffache des durchschnittlichen Tagesumsatzes an.(7) Nicht nur Werbeeinschaltungen, Plakataktionen und entsprechende Schaufensterdekorationen, sondern auch Beiträge in Rundfunk- und Fernsehsendungen können als geeignete Mittel dafür angesehen werden, die Tradition dieses Brauches im Bewußtsein der Bevölkerung aufrechtzuerhalten, beziehungsweise jedes Jahr neu zu initiieren.

Die Blume als Geschenk legitimiert sich nicht nur durch Tradition und ihre Funktion als Vorbote des Frühlings, sondern wird von der österreichischen Blumenwerbung ihrer Sprache und Symbolik wegen als besonders geeignet beworben. Neben der allseits bekannten Bedeutung von Rosen gibt es eine Vielzahl anderer Pflanzen, die sich durch ihre Symbolik als Ausdruck für Freundschaft und Liebe qualifizieren. (8)

Die kontinuierliche Kaufbereitschaft der Bevölkerung führt allmählich dazu, daß auch andere Branchen den heiligen Valentin als Werbeträger einsetzen. Hier ist eine ähnliche Entwicklung zu beobachten, wie sie bereits im Zusammenhang mit dem Muttertag dargestellt wurde. Der Blumenhandel muß sich auch rund um den Valentinstag der Versuche des Haushaltsgerätehandels und anderer Branchen erwehren, die Vorherrschaft der Blume als einzigem „legitimen" Geschenkartikel an diesem Feiertag zu brechen.

Weltspartag – „Sparen kann jeder"

Die Proklamation des 31. Oktober als Weltspartag geht auf eine Initiative der Sparkassen zurück. Diese Institutionen, deren Geschichte bis in das ausgehende 18. Jahrhundert zurückreicht, verstanden sich als Einrichtungen, die – in Zeiten ohne staatliche Alters- und Krankenversorgung – breiten Teilen der Bevölkerung Hilfe zur Selbsthilfe leisten sollten. Das Sparen, so das unternehmerische Selbstverständnis der Sparkassen, sollte in erster Linie einer Vielzahl von Menschen die finanzielle Vorsorge für Notsituationen ermöglichen.

In einer Phase des Umbruchs und der wirtschaftlichen Unsicherheit versuchten Vertreter der Sparkassen aus allen Teilen der Welt anläßlich eines internationalen Sparkassenkongresses im Oktober 1924 in Mailand, den ursprünglichen Gedanken des Sparens als Instrument der Vorsorge, angepaßt an die geänderten politischen und sozialen Bedingungen, neu zu beleben. Moderne Methoden der Werbung sollten den Sparkassen, deren Existenz durch die extrem hohen Inflationsraten der Nachkriegsjahre und die damit verbundene mangelnde „Sparwilligkeit" der Menschen bedroht war, zu einem Aufschwung verhelfen. Als zentrales Element dieser Strategie sollte „ ... als besonderer Anlaß der Verbreitung des Spargedankens sowie als Erinnerung an das erste weltweite Treffen der Sparkassen in Mailand der 31. Oktober, der Tag des Abschlusses dieses Kongresses, überall zum Spartag erklärt" werden, wie es in einer vom Plenum des Kongresses einstimmig verabschiedeten Resolution heißt.(9)

In Österreich konnte der Weltspartag 1925, nachdem im Jahr zuvor durch die Einführung des Schilling eine Stabilisierung des Geldwertes erreicht worden war, zum ersten Mal begangen werden. Die Sparkassen waren bemüht, die Werbung um Sparer und Einlagen derart zu gestalten, daß ihnen die Unterstützung von Interessensverbänden, der Kirche und der Medien sicher war. Der Aufruf im Jahre 1926: „Spare mit allem, mit Deinem Geld, mit Deiner Zeit, mit Deinen Sachen, mit Deiner Kraft", schien besser dafür geeignet als das Motto: „Spare Dein Geld und lege es zinsbringend bei den Geldinstituten an", das die eigenen Interessen an materiellem Erfolg zu offensichtlich darstellte.(10)

Diese „Werbelinie" bescherte den österreichischen Sparkassen, gemessen an den katastrophalen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, immerhin bescheidene Erfolge. Dennoch war, angesichts von Stagnation, Arbeitslosigkeit und Bankenzusammenbrüchen, die Bereitschaft weiter Teile der Bevölkerung, sich den Idealen der „Sparkassenbewegung" zu verschreiben, nur mangelhaft ausgeprägt. In den frühen 30er Jahren wurde das Sparen des einzelnen, als Voraussetzung für volkswirtschaftlichen Aufschwung, zur moralischen Verpflichtung erhoben. Im Weltspartagsaufruf des Jahres 1930 wird proklamiert: „Der Weltspartag muß ein Tag der Ermahnung werden. [...] Die Sparkassen dürfen es sich nicht genügen lassen, daß eben jeder zum Sparer wird, den eben ein bestimmter Zweck zum Sparer macht. Sparen ist heute mehr denn je eine nationale, eine volkswirtschaftliche Pflicht."(11)

Mitte der 30er Jahre war es den Sparkassen gelungen, den Weltspartag im Bewußtsein der Bevölkerung fest zu verankern, dies auch deshalb, weil sich andere Kreditinstitute der Idee angeschlossen hatten und der 31. Oktober so zu einem allgemeinen, nicht mehr ausschließlich mit den Sparkassen verknüpften Feier- und Werbetag geworden war.

Im Gefolge des sogenannten Anschlusses Österreichs an das nationalsozialistische Deutsche Reich, wurde der Weltspartag auch in der „Ostmark" zum „nationalen Spartag" umfunktioniert. In den Publikationen des Sparkassenverbandes heißt es lediglich, daß in den Jahren des Zweiten Weltkrieges „für den Weltpartag kein Platz gewesen sei".

Nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes und der Wiedererrichtung des unabhängigen Staates Österreich war der Wille zu sparen, infolge der extremen materiellen Not und der neuerlichen hohen Inflationsraten wie in den Zeiten der Weltwirtschaftskrise sehr eingeschränkt. Erst im Oktober 1952 unternahmen die Sparkassen einen neuen Anlauf, den Weltspartag wiederzubeleben. Der erste gesamtösterreichische Sparkassentag in der Zweiten Republik richtete sich mit einem eindringlichen Aufruf zu einer konsequenten Stabilitätspolitik an die Öffentlichkeit. Die materiellen Ergebnisse der ersten Weltspartage in den 50er Jahren waren eher bescheiden. Dennoch gelang es

den Sparkassen und Banken sehr rasch, den Weltspartag als Höhepunkt ihrer Werbeaktivitäten neu zu etablieren.

In den Jahren des stetigen wirtschaftlichen Wachstums stieg auch die Bedeutung des Weltspartages als d e s Werbetages des Banken- und Sparkassensektors. Die Werbestrategien der Kreditinstitute waren aufgrund der sich wandelnden sozialen und materiellen Gegebenheiten einem permanenten Anpassungsprozeß unterworfen.

In den 60er Jahren wurde das Sparen insbesondere als ein Instrument zur Verwirklichung individueller Wünsche beworben. In den frühen 70er Jahren legten die Geldinstitute ihre Strategie darauf aus, die Sparer zur langfristigen Geldanlage, verbunden mit „vernünftigem" Konsum zu „erziehen".

Besonderes Augenmerk hatten die Sparkassen und Banken seit jeher den jungen Sparern zugewandt. Bereits 1949 war das Schulsparen, das schon in den zwanziger und dreißiger Jahren als ideales Instrument zur „Nachwuchspflege" erkannt worden war, wiedereingeführt worden. Dem gleichen Ziel diente die „Jugendsparwoche", die in den 70er Jahren zur Erweiterung der Werbeaktivitäten rund um den Weltspartag eingeführt wurde. (12)

Der Wettbewerb der einzelnen Kreditinstitute um die Einlagen der Sparer am Weltspartag wurde in der Folge immer heftiger geführt, wobei die Sparer mit einer Vielzahl von sogenannten Spargeschenken für ihre Treue belohnt wurden.

Auch am Weltspartag steht das Geschenk im Vordergrund. Der Werbefeldzug, den 31. Oktober im Bewußtsein der Bevölkerung mit Hilfe einer Aufmerksamkeit zu etablieren, wurde so erfolgreich durchgeführt, daß es schwierig wäre, diese liebgewonnene Tradition aufzugeben. Verschiedene Versuche von Seiten der Geldinstitute, die für Spargeschenke vorgesehenen finanziellen Mittel Projekten zur Förderung der Umwelt oder sozialen Einrichtungen zukommen zu lassen, scheiterten nicht nur am Einspruch der Sparer, sondern auch an mangelnder Zusammenarbeit der Banken.

In den 60er Jahren führte die Überhäufung der Sparer mit Aufmerksamkeiten dazu, daß der Bankenverband das Spargeschenk mit dem Höchstwert von 10 Schilling festsetzte. Heute hat diese Verordnung keine Gültigkeit mehr. Inwieweit der Wert der

Spargeschenke, die heuer von Mikrowellengeschirr, über Organizer bis hin zu Kuscheltieren reichten, bei der Auswahl der Bank eine Rolle spielt, ist nicht überprüfbar.

Daß der Weltspartag in allererster Linie den wirtschaftlichen Interessen des Banken- und Sparkassensektors dienen soll, ist offensichtlich. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Geschichte des Weltspartages in der Zweiten Republik als „Erfolgsstory" zu lesen. Die Gegenüberstellung zweier „Weltspartagsbilanzen" macht deutlich, daß der hohe Werbeaufwand durchaus erfolgreich war. War 1952 die Summe aller Einlagen am Weltspartag mit 8,5 Millionen Schilling noch eher bescheiden gewesen, so betrug dieser Wert anfang der 70er Jahre bereits rund 2,2 Milliarden Schilling. Auch die Anzahl der am 31. Oktober neu eröffneten Konten hat von 5.370 im Jahr 1952 auf 103.793 im Jahr 1971 zugenommen. In diesem Zusammenhang ist anzumerken, daß die angeführten Zahlen vor dem Hintergrund der Tatsache, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Sparern dazu neigt, die am Weltspartag eingezahlten Beträge in den folgenden Tagen wiederum zu beheben, zu interpretieren wären. Die Banken und Sparkassen haben diesem Umstand Rechnung getragen und verzichten laut Auskunft der Pressestelle des Sparkassenarchivs in Wien wegen der geringen Aussagekraft derartiger Aufstellungen seit einigen Jahren darauf, sogenannte Weltspartagsstatistiken zu veröffentlichen.(13)

Das auf den ersten Blick etwas eigenartig anmutende Verhalten vieler Sparer, nämlich am Weltspartag einen Summe Geldes auf ein Konto einzuzahlen, nur um sie wenig später wieder abzuheben, kann als eindeutiges Indiz für die nach wie vor ungebrochene Bedeutung der Spargeschenke für weite Kreise der Sparkassenkunden gewertet werden.

Es stellt sich die Frage, wielange sich das Spargeschenk als Belohnung für 365 Tage Treue noch halten wird, insbesondere in Zeiten, in denen Geldinstitute risikoreiche Formen der Geldanlage als das einfache Sparbuch in Anspruch zu nehmen.

Kann man im Zusammenhang mit dem Muttertag noch von Kommerzialisierung einer ursprünglich ideell begründeten Verehrung der Mütter sprechen, so scheint eine übermaterielle „Rechtfertigung" des Valentinstages, zumindest in Kontinentaleuropa,

sehr konstruiert und künstlich. Da eine Tradition, diesen Tag zu feiern, fehlt, versucht der Blumen- und Geschenkartikelhandel den ideellen „Überbau" gewissermaßen nachzuliefern. Es bleibt dennoch offensichtlich, daß der eigentliche und einzige Zweck aller Bemühungen, den Valentinstag im Bewußtsein der Menschen als Feiertag zu verankern, die Anregung zum Kauf von Geschenken und damit die Umsatzsteigerung der werbenden Branchen ist.

Der Weltspartag wiederum grenzt sich von den beiden zuvor diskutierten Beispielen dadurch ab, daß er offensichtlich und „zugegebenermaßen" dem ausschließlichen Zweck der Werbung des Sparkassen- und Bankensektors dient. Obwohl auch die Geldinstitute in ihren Aussagen zum 31. Oktober stets bemüht sind, die volkswirtschaftliche Bedeutung und den individuellen Nutzen des Sparens gegenüber ihren eigenen kommerziellen Interessen in den Vordergrund zu rücken, kann sich wohl niemand im Unklaren darüber sein, daß Banken und Sparkassen an diesem Tag einerseits um neue Kunden und Einlagen kämpfen und andererseits durch die Verteilung kleiner Aufmerksamkeiten und verschiedene Veranstaltungen ihr Image als freundlicher Partner in allen Lebenslagen pflegen. Diese Strategie scheint, wie oben dargestellt, insbesondere in Hinblick auf „Erziehung" künftiger Generationen von Sparern, von großem Erfolg gekrönt.

Die Analyse der Entstehungsgeschichte dreier Feiertage, die im Gegensatz zu anderen Festtagen nicht durch religiöse Tradition oder staatliche „Anordnung" begründet sind, macht deutlich, daß es auch privaten Initiativen oder – und dieser Punkt ist im Hinblick auf den kommerziellen Aspekt, der heute nahezu jedem Feiertag innewohnt, besonders bemerkenswert – einzelnen Interessenverbänden des Gewerbes und des Handels gelingen kann, durch gezielte Marketing- und Werbeaktivitäten neue Festtage zu etablieren.

Anmerkungen:

1 Hausen Karin: Mütter, Söhne und der Markt der Symbole und Waren: Der deutsche Muttertag 1923-1933. In: Emotionen und materielle Interessen. Hg. Hans Medick, David Sabean. Göttingen (1984), S. 477ff

2 Gärtner und Florist 9 (1996), S.17

3 Hausen: Mütter, S. 495
4 Hausen: Mütter, S. 488f
5 Wolf Helga-Maria: Das Brauchbuch. Alte Bräuche – Neue Bräuche – Antibräuche. Wien (1992), S. 156f
6 Küster Jürgen: Heiligenfeste im Brauch. Wien (1988), S. 34
7 Wolf: Brauchbuch, S. 63
8 Gärtner und Florist 3 (1996), S. 26
9 Fritz Hedwig: Weltspartag im geschichtlichen Überblick. Weltspartagsnummer (1974), S. 4040
10 Fritz Hedwig: 60 Jahre Weltspartag 20 (1984), S. 312
11 Fritz Hedwig: Weltspartag, S. 405
12 Fritz Hedwig: Weltspartag, S. 407
13 Rottenberg Thomas:Sparen? Geschenkt! In: Falter. Stadtzeitung Wien 44 (1966), S. 61

Bibliographie

Wolf Helga Maria: Das Brauchbuch. Alte Bräuche – Neue Bräuche – Antibräuche. Wien (1992)
Gärtner und Florist 9 (1996)
Rottenberg Thomas: Sparen? Geschenkt!. In: Falter. Stadtzeitung Wien 44 (1996.
Fritz Hedwig: 60 Jahre Weltspartag. In: Österreichische Sparkassenzeitung 20 (1984)
Fritz Hedwig: Weltspartag im geschichtlichen Rückblick. In: Österreichische Sparkassenzeiung Weltspartagsnummer 1974
Hausen Karin: Mütter, Söhne und der Markt der Symbole und Waren: Der deutsche Muttertag 1923-1933. In: Emotionen und materielle Interessen. Hg. Hans Medick, David Sabean. Göttingen (1984).
Huck Gerhard: Sozialgeschichte der Freizeit. Wuppertal (1980).
Holz Herbert: Die österreichische Währung in der 70jährigen Geschichte des Weltspartages. In: Österreichische Sparkassenzeitung 20 (1994)
Küster Jürgen: Heiligenfeste im Brauch. Von Dreikönig bis St. Stephan. Freiburg (1988)
Weber-Kellermann Ingeborg: Saure Wochen – Frohe Feste. München (1984)

Grete Anzengruber

Das war (k)ein gelungenes Schulfest!

Ein schuldidaktischer Problemfall

Auf die Frage, wieviele Feste man im Jahr feiern soll, gibt Sokrates die verblüffende Antwort: 365! Und Platon belehrt uns, daß die Götter selbst den Menschen das Fest geschenkt haben, damit wir von den Mühsalen ausruhen können. Die Musen und ihr Führer Apollon wie auch Dionysos, der Festerfahrene, seien beim Fest im Reigen allgegenwärtig und beraten uns, wie man in rechter Weise, und das heißt göttergemäß feiern muß. Das Leben ein ununterbrochenes Fest, das dem Leben der Götter gleicht?

Die Bedeutung der einzelnen Feste und Feiern für die Menschen verschiedener Kulturen, ihre Vorbereitung und Gestaltung sind in der Literatur zur Kulturgeschichte und Volkskunde nachzulesen. Dabei fällt jedoch auf, daß die wissenschaftliche Betrachtung sich eher mit den Gebräuchen unserer Vorfahren auseinandersetzt und sich der Diskurs zu Festen und Feiern der Gegenwart eher auf spärliche Informationen beschränkt, sieht man von erbaulichen Anregungen zu Festgestaltungen und oft weinerlichem Bedauern über den Verlust traditioneller Feiern und einer festfreudigen Kultur ab. Auch in der pädagogisch-didaktischen Fachliteratur findet man kaum grundsätzliche Überlegungen zur Festkultur, nur praktische Anleitungen zur Durchführung kleiner Feste – und diese vor allem für die Grundschule.

Feste und Feier der Gegenwart sind offensichtlich nur Randthemen in der einschlägigen Literatur. Kann man/soll man daraus schließen, daß sich die Menschen heute zum Großteil als Festverneiner, als „Festmuffel" sehen? Kann von einer „Festunfähigkeit des modernen Menschen" gesprochen werden, wie das häufig in

der Populärliteraur zu lesen ist? Soll/muß man sich der Klage Jean Pauls anschließen: „In nichts offenbart sich die herzlose Maschinenhaftigkeit des Neueren mehr als in der Dürre der Feste!"?

Diesen Fragen kann hier nicht grundsätzlich nachgegangen werden, sie stellen sich aber immer wieder bei den Überlegungen, welche Bedeutung Feste in der Schule sowohl für Kinder und Jugendliche als auch für LehrerInnen haben.

Das ist ein schönes Fest!

Ali, ein elfjähriger Schüler, der noch nie zuvor in seinem Leben aus Wien hinausgekommen war, sagte nach einer Woche, die er mit seinen MitschülerInnen im Salzkammergut verbracht hatte, mit vollster Überzeugung: „Das war das schönste Fest in meinem Leben!", und er blieb hartnäckig dabei, daß es ein „Fest" gewesen sei.

Ali hatte mit seiner Behauptung das Wesen des Festes in seiner ganzen Komplexität erfaßt:

c Das Fest ist eine Ergänzung des Alltags, kein Ersatz und auch kein Gegensatz, vielmehr eine Entlastung des Alltags, welche die Menschen brauchen. Tiere haben nur den Alltag: sie leben. Gott hat nur den Sonntag: er schaut. Die Menschen aber haben beides: sie leben und sie distanzieren sich vom Leben; sie arbeiten und feiern, sie haben den Alltag und das Fest. So gehört das Fest zur Lebensexzentrizität des Menschen: als eine Art Aussetzung, Unterbrechung des Alltags. Feste sollen und können die Qualität des Außerordentlichen erhalten, Höhepunkte eines Jahres, eines Schuljahres, eine Zäsur der Zeit sein, auch eine Kampfansage an Langeweile, Leere, Mechanisierung des Lebens. Sich dies bewußt zu machen, scheint aber nicht mehr ganz opportun zu sein, gilt für unsere Zeit doch vielmehr, daß sich die Arbeit zum Fest wie die Regel zur Ausnahme verhält.

Was für die Erwachsenenwelt gilt, ist auch in der Schule deutlich erlebbar: Die Kinder lieben und brauchen Feste, denn diese machen den Schulalltag bunt und lebendig, sie entlasten die Schul"arbeit". Mit dem Eintritt in das Schulleben, in der Volksschulzeit, wird diesem Bedürfnis noch reichlich Rechnung getragen – gemeinsames Feiern in der Klasse oder auch mit den Eltern gehört zum Schulalltag. Ist dies nur deshalb möglich, weil es

Lehrstoff und organisatorische Umstände erlauben? Ist das Abschlußfest der vierten Volksschulklasse auch das Ende unbeschwerten Feierns?

Es ist nicht nur eine leere Drohung, daß mit dem Übertritt in die Mittelstufe „der Ernst des Lebens", die „Arbeit" mit all ihren Begleiterscheinungen beginnt: Stofffülle, Leistungsdruck und Zeitmangel sind Realitäten, mit denen nicht nur SchülerInnen sondern auch LehrerInnen zu kämpfen haben. Wie wenig Zeit bleibt doch für Aktivitäten wie Lehrausgänge und Exkursionen, die das graue Schulleben etwas beleben, obwohl sie zum „Stoff" gehören, also Arbeit sind. Geburtstagsfeste, gemeinsam in der Klasse feiern? Reinster Luxus! Ein Faschingsfest, vielleicht ein „Fest" als Abschluß eines Projektes oder ein Sport"fest" zum Schulschluß – mehr ist meist nicht drin! Und in den Oberstufenklassen bleibt davon meist nur mehr die Präsentation geleisteter Arbeit am Ende eines Projekts, sieht man von Matura- oder Schulbällen ab, bei denen aber doch recht häufig finanzielle Überlegungen im Vordergrund stehen.

Erste Schlußfolgerung: SchülerInnen brauchen Feste und feiern gern – aber je älter sie werden, um so weniger Gelegenheit wird ihnen dazu gegeben.

c *Ali hat „sein Fest" nicht allein gefeiert – er hat es gemeinsam mit seinen MitschülerInnen gestaltet, hat viel zum Gelingen beigetragen, die „festliche" Stimmung mit den anderern geteilt.*

In unseren Breiten gibt es das jedermann einbeziehende, alle Lebensbereiche durchflutende Fest nicht mehr, aber die freudige Übereinstimmung mit anderen gehört zum Wesen eines Festes. Freude, gemeinsames Lachen, Musizieren, Tanzen: Hier findet der Mensch ein Stück Autonomie, die er nur in der Gemeinschaft erleben kann.

Klassen"gemeinschaft", Schul"gemeinschaft" – fast zwingend folgt das „gemeinsame" Feiern, und es muß ja nicht immer im Schulhaus sein. Jede Lehrerin, jeder Lehrer hat es bei einem gelungenen Fest erfahren: Erstaunlich, wie einfallsreich und aktiv SchülerInnen, auch die sonst eher passiven, „schwierigen", bei der Vorbereitung von Festen werden, wie anders der Umgang zwischen den SchülerInnen und auch der mit ihren LehrerInnen sein kann und – so knüpfen LehrerInnen an – wie äußerst positiv

sich die Festfreude auch auf die Klassengemeinschaft auswirken kann.

Das Fest als Ansatzpunkt für weitere erzieherische Arbeit?! Gerade darin besteht die Gefahr für die Lehrerin, den Lehrer, Feste aus erzieherischen Gründen zu initiieren, zu „verordnen". Der pädagogische Aspekt, um nicht zu sagen „Trick", wird schnell von den SchülerInnen durchschaut und abgelehnt. Es ist dies sicher ein Weg, der sich sehr schnell als Sackgasse erweisen wird und zur oft beklagten „Festverdrossenheit" der SchülerInnen führt, die noch durch andere Gründe verstärkt werden kann.
c *Ali hat sein Fest vielleicht auch deshalb genossen, weil während dieser Woche manches zugelassen werden konnte, was im „normalen" Schulleben verboten ist.*

Festesfreude hat ihre Ursachen auch darin, daß manches erlaubt ist, was unter Alltagsbedingungen nicht gestattet ist. Siegmund Freud bemerkt in „Totem und Tabu" (Frankfurt a.M.1956, S.157): „Ein Fest ist ein gestatteter, vielmehr ein gebotener Exzeß, ein feierlicher Durchbruch eines Verbotes. Nicht weil die Menschen infolge irgendeiner Vorschrift froh gestimmt sind, begehen sie die Ausschreitungen, sondern der Exzeß liegt im Wesen des Festes; die festliche Stimmung wird durch die Freigabe des sonst Verbotenen erzeugt." Eine Horrorvorstellung für die meisten DirektorInnen und LehrerInnen! Die Vorstellung, vielleicht sogar die Furcht, nicht mehr die gewohnte Kontrolle ausüben zu können, die Sache = das Fest nicht mehr „im Griff" zu haben, führen häufig dazu, Feste selten oder am besten gar nicht durchzuführen, und wenn schon, dann von vornherein einen mehr oder minder strengen Ordnungsrahmen vorzugeben, innerhalb dessen ein Fest ablaufen soll – „Sonst hören wir gleich auf! Sonst machen wir das nicht mehr!" Je älter die SchülerInnen, desto größer die Furcht der LerhrerInnen vor Exaltiertheit – desto strenger die Bedingungen durch die SchulleiterInnen und LehrerInnen = die „Verantwortlichen" – und desto größer die Festverdrossenheit der SchülerInnen! Denn unter einem Damoklesschwert kann keine echte Festesfreude aufkommen!

Liebe Festgäste!

Der Schritt vom „ge"-ordneten zum „ver"-ordneten Fest **im** Schulalltag – und nicht als Entlastung **zur** Schularbeit – ist (speziell ab der Mittelstufe) schnell getan. Zahlreiche Empfehlungen zum „Feiern" werden durch Verordnungen an die Schulen herangetragen, zum „Feiern" empfohlen, manche so sehr, daß sie für SchulleiterInnen einer Verpflichtung gleichkommen, die sie an die LehrerInnen weitergeben – an die jüngeren, ideenreichen oder an die „festerfahrenen" KollegInnen, von denen sich dann die Schulgemeinschaft den Ablauf einer „würdigen" Feier erwartet – im Festsaal natürlich. Einige auserwählte SchülerInnen dürfen als AkteurInnen auftreten – sehr nützlich ist ein Schulchor, noch repräsentativer ein Schulorchster, eine Bühnenspielgruppe – die anderen SchülerInnen spielen Publikum, müssen ruhig sein und dürfen applaudieren. Das Feiern wird zum Festakt im wahrsten Sinn des Wortes. Da hilft es wenig, wenn danach bei Brötchen, Orangensaft und gemäßigter Musik zum „Festen" aufgefordert wird. Wir erleben es fast jährlich: Da gibt es die oft aufwendigen Schulschlußfeste, mit denen sich die Schule durch Popularität bei der Bevölkerung die nächsten Klassen sichern will. Oder die mehr oder weniger pathetischen Maturafeiern – richtig „festlich", lustig wird es erst im Wirtshaus, wo AbsolventInnen und LehrerInnen sich gemeinsam über die geleistete Arbeit freuen und über vieles lachen können.

Events statt Feiern?

Feste haben ihr eigenes Schicksal: Wo sie nur formal weitergeschleppt werden, erstarren sie, werden leer und sinnlos, farblos und konventionell. Beispiele dafür gibt es zu viele: Weihnachtsfeiern und Schuljubiläen seien stellvertretend genannt. Aber eben diese werden besonders in der Schule weitergepflegt. So suchen die Jugendlichen ihre eigenen Feste außerhalb der Schule, schreiben die konventionellen „shows" ab und holen sich Spannung und Dramatik in ihr Leben: Sie suchen das „ganz Andere", das Happening, das Aufgeputschte und Aufputschende und finden es zum Beispiel im Massenspektakel, in „Events", bei denen der

Überschlag in extreme Stimmungen erlaubt ist. Im Jugend"fest" sucht man Orte auf, die eine andere Einfärbung der Stimmungen und Gefühle, kräftige Takte, laute – elektronisch-verstärkte – Rhythmen versprechen. Man wird angezogen von stark bewegten Bildern und technischen Übermaßen. Jugend will in ihren Festivals das Ungewöhnliche.

Die Schule mit ihrer derzeitigen Struktur kann – und will auch nicht mit dieser Erscheinung konkurrieren. So verteidigen und attackieren sich – wie auch außerhalb der Schule – die „Alten" und die „Jungen" in ihren Festen. Nur selten, zögernd und dann Verwirrung stiftend geling ein Einbruch: so geschehen bei der letzten Weihnachtsfeier an einer AHS. Wie immer sollte es eine beschauliche Feier – mit Christbaum, Lesungen, Kerzen- und Kekseverkauf werden, und bei den Musikeinlagen sollten einige Kinder ihr musikalisches Können zeigen. Und es war fast so wie immer: Die LehrerInnen spielten Bach und die braven Kinder Weihnachtslieder. Aber bei der Vorbesprechung des Programms dürfte etwas doch übersehen worden sein: da tauchten Schüler"stars" auf, die dem Keyboard heiße Rhythmen entlockten, Jazzgymnastik und Tanzeinlagen entfachten den Jubel der Fans, man verlangte Wiederholungen – und die Weihnachtstexte blieben auf der Strecke. Verschreckte, kopfschüttelnde Eltern, verwirrte, peinlich berührte LehrerInnen – „Also so kann es ja wirklich nicht gehen!"

Die Frage drängt sich auf: Wie sonst? Die Beschwörungen einer Feier-Fest-Idylle haben endgültig ausgedient, die Verlogenheit und der fehlende Sinn wird von den Jugendlichen durchschaut und zurecht abgelehnt. Feste in der Schule grundsätzlich abzuschaffen kann aber auch nicht die Lösung sein, denn daß Jugendliche Feste brauchen, steht außer Zweifel. Die Frage lautet demnach: Welche Alternativen hat die Schule anzubieten? An dem Einfallsreichtum der Jugendlichen und der LehrerInnen wird es in Zukunft nicht mangeln – allerdings hängt deren Verwirklichung vor allem von einer Voraussetzung ab: einengende hierarchische Strukturen müssen – wenn schon nicht prinzipiell – zumindest für die Dauer des Festes, des Vergnügens relativiert und storniert werden. Denn: „Leben ist ein großes Fest, wenn´s sich nicht berechnen läßt." (Johann Wolfgang von Goethe)

Gertrude Huber

Das Fest kann beginnen!

Feiern in der Grundschule

„Ich brauche für mein Fest eine gemeinsame Geschichte oder spürbare Verbundenheit – und Geschichte/Verbundenheit kann gewachsen sein oder spontan wachsen." (Rabenstein/Reichel: Großgruppenanimation, Frankfurt/M., Puppen und Masken 1982, S.69)

Dieses Zitat kann auch als Grundsatz für die Einbeziehung von Festen in den Alltag einer Klasse gelten. Ich glaube, Feste in der Schule machen nur dann einen Sinn, wenn sie aus einem gemeinsamen Erleben und Arbeiten von Kindern, Lehrern und eventuell auch Eltern erwachsen. Wichtig ist dabei, daß ein Fest etwas Besonderes ist, das zwar verstärkt in den schulischen Alltag einbezogen, aber nicht überstrapaziert wird. Das heißt, – insbesondere die Kinder – dürfen ein Fest nicht als lästiges Übel, als eine (von den Lehrern festgelegte) Routineveranstaltung – etwa als Abschluß jedes Projekts – erleben.

Anlässe für Feste gibt es viele.
Da sind vorerst einmal jene Feste, die sich aus dem Jahreskreis ergeben. Ich möchte hier gar nicht jene Anlässe aufzählen, die ohnedies allseits bekannt und im Kalender fixiert sind (z.B. Weihnachten, Ostern...). Es gibt auch die Möglichkeit, durch ein intensives Beobachten und Erleben eines Jahresablaufs auf Bereiche und Themen zu stoßen, die Anlaß für ein Fest sein könnten. Die Tatsache, daß heimisches Obst auf den Märkten zu finden ist, könnte etwa ein Apfelfest anregen. Besondere Stimmungen im Herbst könnten z.B. zu einem Blätterfest oder einem Nebelfest, der erste Schnee zu einem Schneefest, die ersten Sonnenstrahlen nach einem langen Winter zu einem Sonnenfest oder Frühlingsfest, langanhaltende Regenperioden zu einem Regenfest oder Wasserfest führen.

Auch das gemeinsame Lernen in einer Klasse schafft Gelegenheiten, die das Bedürfnis für die Durchführung eines Festes

wachrufen. So kann etwa der Zeitpunkt, zu dem nun alle Kinder alle Buchstaben kennen, Grund für ein Buchstabenfest sein. Auch das gemeinsame Erarbeiten z.B. der schriftlichen Division ist möglicherweise für alle Beteiligten ein schwieriges Unterfangen gewesen, bei dem sich alle redlich bemüht und hart gearbeitet haben. Warum sollte man sich dann nicht dafür auch belohnen: mit einem Fest, bei dem man einander zum Erfolg beglückwünscht und einmal ausschließlich Dinge macht, die nicht harte Arbeit, sondern nur einfach Spaß und Freude bedeuten. Sozusagen: einmal zurücklehnen, sich freuen über einen Erfolg, stolz sein auf die gemeinsame Arbeit und Dinge tun, die sonst vielleicht im schulischen Alltag zu kurz kommen.

Natürlich ist ein Fest auch eine von vielen Möglichkeiten, die Arbeit zu einem bestimmten Thema abzuschließen. So könnte etwa ein Ritterfest den Abschluß zum Thema Mittelalter bilden, die Auseinandersetzung mit verschiedenen Kulturen bzw. dem Leben in anderen Ländern könnte ihren Höhepunkt in einem Interkulturellen Fest finden, projektorientiertes Arbeiten zum Lebensraum „Wald" könnte mit einem Waldfest beendet werden.

Wichtig wäre mir hier jedoch anzumerken, daß ein Fest nicht nur als Abschluß eines Projektes durchgeführt werden kann, sondern daß auch im alltäglichen Sachunterricht ein Fest eine abschließende Form der Auseinandersezung mit einem Thema (im Rahmen des Gesamtunterrichts, unter Einbeziehung anderer Unterrichtsgegenstände) sein kann.

Diese Form des Abschlusses sollte jedoch – wie schon eingangs erwähnt – nicht überstrapaziert und dadurch berechtigterweise von den Kindern mit der Aussage „Nicht schon wieder ein Fest!" bewertet werden. Es gibt auch noch viele andere Möglichkeiten, die Zusammenfassung, den Abschluß eines Themas handlungsorientiert zu gestalten. Exemplarisch möchte ich nur einige davon aufzählen:

- Herstellen einer Wandzeitung
- Gestaltung einer Zeitung zum Thema (mit individuellen Beiträgen, Ergebnissen der Gruppenarbeiten, Darstellen von Material)
- Vorbereiten einer Ausstellung (im Schulhaus, im Klassenzimmer)

- Schreiben von Geschichten, Gedichten – Lesung veranstalten
- szenische Darstellungen
- Flugblätter gestalten und verteilen
- gemeinsames Herstellen von Arbeitsblättern, auf denen die wichtigsten Ergebnisse festgehalten werden
- Quizspiele, Rätsel, Spiele entwickeln und gemeinsam spielen usw.

Ein Motto für ein Fest kann aber auch einer gemeinsamen Idee bzw. der Phantasie entspringen. Themen wie „Das Jahr 2000", „2 Stunden auf dem Mars", „Es spukt" u.a. eröffnen eine Unzahl von Möglichkeiten der kreativen Entfaltung aller Beteiligten. Gerade solche Themen machen Kinder (aber auch Erwachsene) neugierig, regen spielerische Auseinandersetzungen mit Sprache, Farben, Texten, Musik, Tanz, Medien etc. an und schaffen Gelegenheiten, auch einmal etwas Ungewöhnliches auszuprobieren.

Feste sind jedoch – abgesehen von inhaltlichen Anlässen – insbesondere eine Chance, das Zusammenleben in einer Klasse zu intensivieren und das soziale Miteinander zu verstärken. Besseres Kennenlernen, aufeinander Zugehen, gemeinsames Planen und Erleben sind nur einige wenige Momente bei der Durchführung von Festen, die zu einem besseren Klima in der Klasse beitragen.

Im **Lehrplan der Volksschule** werden daher gerade im Sachunterricht/Erfahrungs- und Lernbereich Gemeinschaft wörtlich Feste angeführt:
Grundstufe I:" An der Gestaltung von Festen und Feiern zu verschiedenen Anlässen mitwirken ..." (Lehrplan der Volksschule, Österr.Bundesverlag, Jugend und Volk Wien, 5.Aufl. 1991, S.136)
3. Schulstufe: „Gemeinsame Erlebnisse vorbereiten und gestalten (Schulfest...)" (a.a.O. S.143)
4. Schulstufe: „Klassen- und Schulveranstaltungen mitplanen und mitgestalten (z.B....Fest,...)" (a.a.O.S.145)

Deutlich zu erkennen ist bei diesen Lehrplanforderungen der Hinweis auf das Mitplanen von Festen sowie die Mitwirkung an der Gestaltung von Festen – also das Vorbereiten und Gestalten von gemeinsamen Erlebnissen.

Wenn die Kinder die Möglichkeit haben, auf der Grundlage einer gewachsenen oder auch spontanen Situation ein Fest zu planen, vorzubereiten und auch zu gestalten, so ergeben sich dabei eine Vielzahl von Gelegenheiten, miteinander zu kommunizieren, unterschiedliche Meinungen zu diskutieren, Konflikte wahrzunehmen und auch konstruktiv nach Lösungen zu suchen, gemeinsame Prioritäten zu finden und Aktivitäten zu planen, die unterschiedlichen Fähigkeiten, Bedürfnissen und Interessen entsprechen.

Mögliche Strukturen von Festen:

Eine dieser Strukturen nenne ich „Alle machen alles!".
Gemeint ist damit, daß sämtliche Aktivitäten in der Großgruppe (Schüler und Lehrer einer Klasse / Schüler, Eltern und Lehrer einer Klasse / Schüler und Lehrer einer Schule / ...) stattfinden. Das heißt, es gibt einen klaren Beginn, ein klares Ende und dazwischen liegen verschiedenste Angebote für alle.

Eine andere Struktur wäre die, daß nach einem gemeinsamen Beginn verschiedenste Aktivitäten in Kleingruppen stattfinden. So könnten Stationen vorbereitet werden, die dann von fixen Kleingruppen in einer vorgegebenen Reihenfolge durchlaufen werden. Meist ist es zweckmäßig, so viele Untergruppen zu bilden, wie es Stationen gibt. So sind in jeder Etappe alle Stationen besetzt. Es ist jedoch wichtig, daß die Teilnehmer bei allen Stationen etwa gleich viel Zeit brauchen, weil sonst für einzelne Gruppen unangemessene Wartezeiten entstehen.

Aktivitäten für Kleingruppen können aber auch marktartig in verschiedenen Stationen angeboten werden. Hier gibt es wieder räumlich festgelegte Stationen (quasi „Marktstände"), aber weder sind die Teilnehmer in Gruppen strukturiert, noch ist die Reihenfolge festgelegt. Alle TeilnehmerInnen wählen nach Lust und Laune aus und entscheiden auch, mit wem sie das Angebot wahrnehmen wollen.

Der Abschluß solcher Tätigkeiten in Kleingruppen könnte wieder – so wie der Beginn – gemeinsam in der Großgruppe erfolgen.

Planung und Gestaltung von Festen:

Dem Lehrplan entsprechend sollte die Planung unbedingt gemeinsam mit den Kindern erfolgen.

Bewährt hat sich dabei, vorerst einmal in einem ersten Planungsgespräch eine Checkliste zu einzelnen Festelementen anzulegen.

z.B.:

- Raumgestaltung
- Essen und Trinken
- Tanzen (Gruppentänze, freies Tanzen) und Musik
- Spiele (für alle, für Kleingruppen, in Stationen)
- Aktivitäten für einzelne Stationen bzw. für Phasen des Festes (einfache Basteleien, Malen, Schminken, Bauen mit Material, Texte und Gedichte lesen bzw. schreiben, zum Thema passende Strophen zu einem bekannten Lied erfinden,...)
- Vorführungen (Sketches, Zauberkunststücke, musikalische Darbietungen, szenisches Spielen, Geschichten vorlesen oder erzählen,...)
- Beginn und Ausklang des Festes

Danach könnten sich Festgruppen bilden, die zu den einzelnen Festelementen Vorbereitungsarbeiten durchführen.

Gehen diese Vorbereitungsarbeiten ihrem Ende zu, legen schließlich Vertreter aus den Festgruppen gemeinsam ein Festprogramm fest.

Das Fest kann beginnen!!

Ivo Zopf

Wozu Feiern mit Musik?

Feiern ohne Musik

Man stelle sich vor: Eine Feier zum Welt-"x"-tag ohne passendes Lied. Eine Schuleröffnung ohne musikalisches Pathos und auch ohne mehr oder minder fröhlich musizierende Kinder. Eine Adventfeier nur mit Gedichten und Geschichten. Eine Aufführung eines Kindersingspiels – nur rezitierend. Eine Projektpräsentation ohne Musik und ohne musikalische Konserve. Eine Schulschlussfeier nur mit Ansprachen, Brötchen und Getränken. Undenkbar! Undenkbar? Gestalter von Schulfesten können mit einiger Sicherheit das Zustandekommen von musikalischen Beiträgen erwarten. Die Erfahrung lehrt, dass Musiklehrer oder musikalisch begabtere Kollegen gar nicht ungern die Gelegenheit zur Aufführung ergreifen und diese als Motivation für musizierende Gruppen, Chöre und Solisten nutzen. Und welchen Zweck hätte der Musikunterricht denn sonst, als Training zu sein für den Tag X, an welchem aus dem reichhaltigen Repertoire von in der Zwischenzeit eingelernten Liedern und Spielstücken die Auswahl für die Aufführung getroffen wird?

Der Zweck des Musikunterrichts

Der Zweck des Musikunterrichts ist nicht nur Gegenstand seitenlanger Überlegungen, sondern lässt sich auch sehr kurz definieren: Im wesentlichen gleicht der Zweck des Musikunterrichts dem der anderen Gegenstände. Und genauso, wie sich die Inhalte eines Mathematik- oder Geographieunterrichts nicht am Herannahen von Schulfeiern orientieren, tun es auch die Inhalte des Musikunterrichts nicht. Es sei denn...

Es sei denn...

Es sei denn, dass MusiklehrerInnen nicht nur Notnägel sind, deren Bedeutung mit abnehmendem Abstand zum großen Ereignis wächst, um anschließend wieder in die pädagogische Bedeutungslosigkeit zu verfallen.

Es sei denn, dass man dem Musikunterricht jene räumliche, personelle und sachbezogene Ausstattung zugesteht, die ein sinnvolles Arbeiten auch abseits von Festen und Feiern ermöglicht.

Es sein denn, dass die Gestaltung der Feier auf die Inhalte des laufenden Musikunterrichts und auf die Bedürfnisse des Faches Rücksicht nimmt. Doch dies bedeutet sehr oft die Abkehr von liebgewonnenen Gewohnheiten.

Die liebgewonnenen Gewohnheiten

Die da so sind: drei Strophen der Bundeshymne, auswendig und mehrstimmig vorgetragen; Adventlieder in volkstümlicher Mehrstimmigkeit, von Gitarre und sanften Orff-Instrumenten begleitet; das Blockflötenensemble mit der Bearbeitung eines ersten Satzes aus einem Haydn-Streichquartett; der Schulchor mit dem passenden Text zum entsprechenden Anlass – wozu hat der Musiklehrer so viele Liederbücher und die Schule einen Kopierer? Und für in- und ausländische Gäste: Volkslieder und Tänze der Heimat, garniert mit kleinen Instrumentalwerken großer Meister.

Um nicht missverstanden zu werden: Das alles kann der Musikunterricht auch leisten. Aber Musikunterricht kann mehr.

Musikunterricht kann mehr

Musikunterricht heißt: Nicht nur Lieder singen, sondern auch, sich mit ihnen zu beschäftigen. So manch ein Lied verdient die Beschäftigung mit seiner Entstehung und mit seiner Interpretationsgeschichte. Lieder können mit anderen, neuen, kritisierenden Texten unterlegt werden; können zu zusammenhängenden oder kontrastierenden Medleys aneinandergereiht werden; Liedbegleitungen können so variiert werden, dass das Lied im neuen Gewand, in einem anderen Stil erscheint; Liedertexte können auch dazu herhalten, einmal losgelöst von der Melodie zu einem Gedicht oder auch zu einem rhythmisch unterlegten Sprechgesang umgeformt zu werden.

Musikunterricht heißt: Sich mit der Musik der umliegenden Länder, mit der Musik der Mitschüler zu beschäftigen, die sie aus ihren Heimatländern mitbringen oder die sie aus den Heimatländern ihrer Eltern kennen. Der Musikunterricht kennt nicht nur Blockflöten, Gitarren und Orff-Instrumente, sondern auch türki-

sche, kroatische, iranische oder andere Instrumente, er benützt asiatische und afrikanische Trommeln und südamerikanische Flöten.

Musikunterricht kennt und mag die populäre Musik der Jugendlichen. Schlagzeug, Keyboard, E-Gitarre und Computer finden Eingang in die Schulen und dienen nicht als Lockvögel für das Fach, sondern sind gleichwertige attraktive Instrumente für den kreativen Umgang und für die Interpretation populärer Musik.

Musikunterricht heißt: Bewegung, Tanz, Musiktheater, Film, Video, Malerei und bildende Kunst. Musikunterricht ist immer Grenzüberschreitung zu anderen Künsten und anderen Fächern. Musikunterricht ist prädestiniert für musikalische Feiern.

Feiern mit Musik

Alles, was Musikunterricht leisten kann, kann er auch für musikalische Feste leisten.

Überall dort, wo Musik nicht nur die Aufgabe hat, die Feierlichkeiten zu umrahmen, sondern wo Musik und das, was im Musikunterricht erarbeitet, ersungen, ertanzt, erspielt wurde, auch Anlass oder Teil der Feier ist, wird die Feier auch zum kurzen Höhepunkt des musikalischen Schuljahres, wird das musikalische Produkt zum logischen (Zwischen-)Endpunkt eines ansonsten doch eher prozessorientierten musikpädagogischen Arbeitens. Und es kann durchaus spannend, unterhaltsam, betroffen machend oder auch pathetisch sein, was Lehrern und Schülern abseits von erhebender Vor- Zwischen und Schlußmusik als musikalischer Beitrag zu schulischen Festen und Feiern so einfällt.

Wie wäre es damit:

Ein „Spiel mit"-Musizieren am ersten Schultag mit den neu eintretenden SchülerInnen.

Einschlägige Sketches und selbst (um)getextete Lieder zum Welt-"x"-tag.

Ein Rap über den Text der Bundeshymne zum Nationalfeiertag, der vielleicht in eine textlich und musikalisch aktualisierte Version einer Hymne mündet.

Eine Vernissage, bei der die (Schüler-)Bilder live verklanglicht und vielleicht choreographisch dargestellt werden.

Eine Modeschau, die getanzt wird.

Ein Elternabend, bei dem Eltern, Lehrer und Schüler gemeinsam singen, musizieren und tanzen.

Eine musikalische Zeitreise zu allen möglichen Gelegenheiten, die auch eine Mischung aus gehobener und populärer Musik sein kann.

Im Trauerfall jene Musik erklingen lassen, die der Verstorbene gerne – auch bei fröhlichen Anlässen – gehört hat.

Passende Lieder nicht nur suchen, sondern selber machen.

Es einmal mit „Rockin' Christmas" versuchen; entsprechende Popsongs tauchen alle Jahre im Spätherbst auf.

Alte Musik muß nicht fad sein, die Konzerte damals waren es auch nicht. Wie wär's mit einem Musikabend oder einer passenden Feier im entsprechenden Ambiente, auch unter Einbeziehung des Publikums (Kleidung, Benehmen, Speisen, ...)

Imigrantenkinder und muttersprachliche Zusatzlehrer kennen oft Musikanten, die die Musik ihrer Heimatländer weiterpflegen. Laden wir sie doch zum gemeinsamen Musizieren ein.

Das österreichische Kulturservice sponsert die Künstler an der Schule. Lassen wir einmal einen kreativen Profi ein Fest gestalten.

Ein selbstgemachter Videoclip kann Bestandteil einer Feier sein.

Manche Musik braucht eine gewisse Lautstärke. Entsprechend angekündigt, kann und soll auch diese Musik Bestandteil einer Feier sein.

Man unterschätze nicht die kabarettistischen Fähigkeiten unserer SchülerInnen. Manch eine Festivität verlangt förmlich auch eine humorvoll – hintergründige Betrachtung derselben. ...

Und da gibt es noch andere

Jene (Instrumental)-Schüler, jene Mitglieder von Spielmusikgruppen und Schulchören, die jede sich bietende Gelegenheit ergreifen wollen, um ihr Können einer gewissen Öffentlichkeit zu präsentieren. Und sei es eben nur als Beginn, Überleitung, Auflockerung oder Schlußpunkt einer Feier. Machen wir beiden Seiten eine Freude, nutzen wir die Möglichkeit der Motivation und planen wir den Auftritt mit ein. Denn seien wir ehrlich: Schulische Feiern ohne Musik? Undenkbar.

Gert Wagner

Was wäre ein Dorf ohne Volks – Schul – Feste?

Was wäre ein Dorf
ohne Briefträger
ohne Wirtshaus
ohne Greißler
ohne Feuerwehr
ohne Volksschule?

Der Briefträger, der den Duft der großen weiten Welt bringt – und vielleicht sonst noch einige Sehnsüchte und Wünsche erfüllen kann.

Der Stammtisch im Wirtshaus, an dem die Granden des Dorfes bestimmen, wer der nächste Präsident der USA wird und heikle Themen wie Kanalbau ausklammern.

Der Greißler, mit dem man gemeinsam über die teuren Preise und das schlechte oder gute Wetter klagen kann.

Im übrigen wird im Wirtshaus über „die Frauen" und beim Greißler über „die Männer" gesprochen.

Die Feuerwehr, die neben dem Kameradschaftsbund als paramilitärische Einheit lokales Selbstverständnis demonstriert (anläßlich eines Hilfeangebotes bei einem Brand war vom Feuerwehrhauptmann zu hören: „Deis is insa Feia, eis kennts wieda hamfoan."). Auch ihre weltweitsichtige Vorbereitung gegen eventuell drohende Flüchtlingsströme und atomare Überfälle sei nicht zu unterschätzen.

Die Volksschule, Hort des Friedens und der Eintracht, des positiven Denkens, des kulturellen Aufbaus einer heranwachsenden Generation und wo man nie sicher ist, ob der Direktor schon oder noch nicht Bürgermeister ist.

Zur Sozialstruktur eines Dorfes gehören neben diesen hier angedeuteten Institutionen naürlich auch die Kirche und der Sparverein, der Turnverein, der Kegelklub, die Frauenbewegung und „Tupperware"-Kränzchen, ebenso die verschiedenen politischen Parteien – allein in dem Dorf mit seinen 350 Wählern, in dem

ich einst unterrichtet habe, gab es 4 ÖVP-nahe Gruppierungen.

Lauter Klischees? Sicherlich, aber man fühlt sich von diesen angezogen, wenn zur Einweihung des neuen Feuerwehrautos der Landeshauptmann per Hubschrauber eintrifft, um in seiner Festrede, flankiert von „Festdamen", festzustellen, daß der Bürgermeister ein „Urvieh" sei und er deshalb gerne 150.000.-S zum Auto dazuzahle.

Auch wenn es sehr amüsant ist, all diese Anekdoten zu hören und mitzuerleben: Dies ist das Leben im „Dorf", ob Klischee oder nicht, ob es einem gefällt oder nicht, ob man es verändern will oder nicht. Diese Sozialstruktur ist der Ausdruck des Zusammenlebens mit all seinen Sehnsüchten und Wünschen, des sich Messens und Reibens, der Verbundenheit und der Abhängigkeit. Vor allem aber ist es ein sensibles Gefüge, wobei sicher ist, daß, wenn eine dieser Institutionen ausfällt, dies seine Auswirkung auf den gesamten Charakter seines „Dorfes" hat.

Was hat nun all dies mit der Schule zu tun?
Zunächst muß man (auch der Lehrer, der von außen kommt) erkennen, daß dieses Ambiente den Hintergrund einer Schule ausmacht. Die Gemeinde, d.h. der Bürgermeister, ist Schulerhalter und kann somit Druck ausüben oder großzügige Unterstützung gewähren. Der Pfarrer wacht dezent im Hintergrund über die Moral („O Herr, nimm hinweeeg die Sünden der Welt...")

Ein weiteres Faktum ist das Schulforum bzw. der Elternverein: Das Schulforum muß ja die Veranstaltungen absegnen und der Elternverein ist häufig eine große Unterstützung und hilfreicher Geist bei schulischen Veranstaltungen – wenn ein kooperatives Klima gegeben ist, was nicht immer der Fall sein soll. Ich jedenfalls hatte immer das Glück, in bestem Einverständnis mit den Eltern zu stehen. Bei allen Veranstaltungen, die ich durchgeführt habe, haben sie einen großen Teil der Verantwortung mitgetragen.

Feiern und Feste

c Das passive Engagement

Daß die Schule ein wesentlicher Kulturträger im „Dorf" ist, zeigt die Tatsache, daß die Kinder zu allen möglichen wie unmöglichen

Anlässen angefordert werden: Sei es die Eröffnung eines Altersheimes, sei es der Seniorenbund, der Kameradschaftsbund – immer wieder sollen die Kinder nett adrett mit einem flotten Liedl auftreten. Wieweit die Kinder für solche Veranstaltungen vereinnahmt werden, hängt von der Direktion und den Lehrern und von der Gestaltung der Auftritte ab.

c Das aktive Engagement

Für mich besteht kein Zweifel, ob man Feste oder Feiern der Schule fördern und gestalten soll oder nicht: Sie sind Anlaß einer Leistungsschau der individuellen Kreativität, eine Abwechslung zum Schulalltag, sie heben den Selbstwert der Kinder, sie bedingen ein Zusammenwirken von musischen Gruppen (Schulspiel, Chor, Instrumentalmusikgruppen), sie sind innerhalb einer Gruppe gemeinschaftsbildend und nicht zuletzt sind sie Anlaß, daß sie eine der wenigen Möglichkeiten bieten, daß der gesamte Schulverband an einem Ziel arbeitet. Leider wird die Begeisterung der Kinder manchmal von Eltern oder Lehrenden zur Befriedigung ihrer eigenen Eitelkeiten mißbraucht, angefangen von der Inszenierung einer aufwendigen Oper bis hin zur sg. „Talenteshow" (mit Schaudern denke ich an „Licht ins Dunkel").

c Voraussetzungen

Zurück zur Schule. Möchte man vom einfachen Gedichtchen-Aufsagen abkommen, basieren die Vorbereitungen zu den einzelnen Feiern auf den Schulalltag: Angefangen vom Deutschunterricht, den Sprechübungen, dem Musikunterricht, den freiwilligen Übungen „Darstellendes Spiel" und „Chorgesang" bis hin zu rhythmischen Übungen in Leibeserziehung bieten sich Elemente an, die bei Feiern verwendet werden können. Ein Fest oder eine Feier soll einen Höhepunkt, ein Produkt bilden, an dem man kurzfristig konzentriert gearbeitet hat und das man den Kindern (auch den Angehörigen) gerne anbieten kann.

c Kleine Feste

Es muß kein besonderer Anlaß sein, um ein Fest in der Klasse zu feiern. Es kann ein Geburtstag sein oder man macht ganz allgemein eine Party in der Klasse mit einem kurzen, lustigen Programm, es kann das Ende einer Gruppen- oder Projektarbeit signalisieren. Man kann eine Ausstellung in der Aula gestalten und anläßlich einer Feier die geleistete Arbeit anderen Klassen

demonstrieren. Es gibt immer wieder Wege, etwas **gemeinsam** zu machen.

c Große Feste

Der absolute Renner unter den traditionellen schulischen Großveranstaltungen ist die **Muttertagsfeier.**

Zumindest an meiner Schule ist es üblich, daß jede Klasse eine Darbietung präsentiert, vom Blumen und Kärtchen verteilen, Gedichtchen aufsagen, Überstrapazierung des Schulchores („Miau, miau, hörst du mich schreien...") bis hin zu kurzen szenischen Darstellungen. Da gibt es genug Anlaß zu fotografieren, Papa hat schon eine Video-Kamera, und den Tränen der Omas wird kein Einhalt geboten.

Eine weitere Krönung des schulischen Festkalenders ist die **Weihnachtsfeier.**

Auch hier kommt das schwere alpenländische Gemüt zum Ausdruck („Hiaz is da rauhe Winter da..."), meist in Liedform. Da ich es mit der Zeit leid war, mit den Kindern immer nur etwas darzustellen und die Konsumpalette der Eltern zu erweitern, schlug ich ihnen vor, selbst eine Weihnachtsfeier mit den Kindern in der Schule zu gestalten. Ich hatte Erfolg. Eine Familie erklärte sich bereit, das „Hirtenspiel" aufzuführen. Es dauerte 2 Stunden und das Publikum verhielt sich diszipliniert.

An die dritte Stelle der bedeutenden Schulfeste würde ich den **Faschingsumzug** reihen.

Alle Lehrer freuen sich, wenn der Faschingsdienstag in die Energieferien fällt. Wenn das nicht der Fall ist, setzt man sich einen Federhut auf und eine rote Kugel auf die Nase. Die Kinder werden zu Prinzessinnen oder Ninos. Und dann sind wir alle lustig und machen einen Faschingsumzug in die Dorfmitte, wo alle einen Krapfen bekommen. Die Zuschauer finden alles „sehr lieb" und die Gewerbetreibenden freuen sich, wenn auch viel eingekauft wird. Dies ist nämlich das Wesentliche am Faschingsumzug. Ach ja, bei der RAIBA bekommen die Lehrer einen Kaffee.

Abgerundet wird der Jahreskalender durch die **Schulschlußfeier.** Was als Jahresbilanz der erworbenen Fähigkeiten gedacht war, hat sich immer zu einem Sportfest entwickelt. der Höhepunkt ist das Fußballspiel „Lehrer gegen Schüler", wo man so richtig für seine Mannschaft brüllen darf.

Sind diese Feiern schlecht und abzulehnen?
Keineswegs. Es gilt nur, diese mit entsprechenden Inhalten zu versehen. Es liegt an der Fähigkeit von uns Lehrern, der Umgebung keine „Putzi, Putzi"Mentalität vorzugaukeln, sondern die Kreativität und den Spaß der Kinder zu fördern. Es liegt an uns, aufzuzeigen, daß Kinder keine Puppen sind, sondern kritische, urteilsfähige Menschen. Es liegt an uns, zu demonstrieren, daß Kinder Rechte haben und daß sie es wert sind, sich in Würde zu entwickeln.

Sollte sich im Rahmen dieser Feiern keine Möglichkeit dazu finden, stehen sicherlich der „Tag des Kinds", „Tag der Menschenrechte", Andersson-Tag u.ä. zur Verfügung.

Gert Wimmer hat auch mit einer Schulspielgruppe (Volksschule, 3. und 4. Klasse) für die Schulschlußfeier zum Theme: Was ist ein guter Freund? ein Theaterstück erarbeitet: „Des Sängers Fluch. Freunde sind nicht immer Freunde". Aus Platzmangel können wir leider das Stück nicht abdrucken. Informationen bei Gert Wagner, Breitenweg 16, 8042 Graz.

Susanne Pirstinger

Bekanntes und Unbekanntes

Feste und Feiern im interkulturellen Lernen

„Zum Tanzen sind die Ausländer und Ausländerinnen gut genug, aber politische Rechte und politisches Mitgestalten unserer Gesellschaft werden ihnen vorenthalen." Im KAFÖ (früher existierendes Komitee Ausländer/innenfreundliches Österreich) dikutierten wir vor 15 Jahren häufig die Dominanz folkloristischer Darstellung von Migration und die diskriminierende Politik gegenüber sogenannten „Neuen Minderheiten".

Diese Tendenzen fanden in Schulen und anderen Bildungseinrichtungen ihren Niederschlag. Interkulturelles Lernen als „folkloristisch"-exotischer Aufputz des schulischen Alltags ist auch heute noch häufig vorzufinden.

Ein Schulfest ohne internationales Bufett (Mütter dürfen wieder einmal kochen und backen), ohne Länderfähnchen – auf jedes Krapferl ein nationales Flaggerl (für unterdrückte Minderheiten einiger Länder sehr appetitanregend), ohne tanzende Türkinnen und Türken (Stimmung brauchen wir schließlich auch) ist kaum vorstellbar.

Auf der anderen Seite gibt es noch immer zu wenige Kinder mit nichtdeutscher Muttersprache an höheren Schulen, zu viele an allgemeinen Sonderschulen, gibt es kein Recht auf Erlernen der Muttersprache und keine Rahmengesetzgebung zur Mehrsprachigkeit. Die angeführten gesellschaftlichen und schulischen Bedingungen laden nicht gerade zum Feiern ein. Trotzdem ist ein schulischer Alltag ohne Feste und Feiern nicht vorstellbar, gerade an der Grundschule, an der ich jetzt unterrichte, da sie von Kindern mit verschiedenen kulturellen Backgrounds besucht wird. Hier ergeben sich viele Möglichkeiten, diverse Feste und Feiertage zu feiern bzw. Informationen darüber einzuholen und Vergleiche anzustellen.

An unserer Schule sind Geburtstagsfeiern, vorweihnachtliches Musizieren und Spielen, ein Faschingsfest und ein Schulabschlußfest üblich.

Kalender der Feste und Feiertage in den Herkunftsländern

Datum	Land	Hinweise
1. Januar	Wird in verschiedenen Ländern gefeiert	In Griechenland: St. Vassilius-Tag und Neujahr (siehe S. 193)
6. Januar	Spanien Portugal Italien Griechenland	„Heilige Drei Könige". In Spanien erhalten die Kinder an diesem Tag Geschenke. In Italien kommt die „Befana" (siehe S. 188). In Griechenland: „Theophania" — Taufe Christi: unter anderem Kalanda-Singen und an den Meeresküsten Tauchen nach dem Heiligen Kreuz.
Februar Fasching (beweglich)	In christl. Ländern bekannt, besondere Feiern in einigen kath. und orthod. Regionen	In kath. und orthodoxen Gebieten des ehemaligen Jugoslawien wird besonders an den beiden letzten Tagen ausgelassen gefeiert. In Griechenland wird besonders am „Großen Montag" mit Maskeraden und Vergnügungsausflügen gefeiert.
19. März	Spanien Italien	Josephstag, wird in Spanien und Italien auch als Vatertag gefeiert.
23. April	Türkei	„Çocuk Bayramı" — Kinderfest (siehe S. 215).
Ostern (beweglich) März, April oder Mai	In allen christlichen Ländern ein wichtiger Feiertag	In Griechenland: Anderes Datum als bei uns und besondere Bedeutung (siehe S. 199).
1. Mai	international	Der internationale Tag der Arbeit wird mit unterschiedlicher Gewichtung gefeiert. In der Türkei seit 1980 als Feiertag abgeschafft.
Mai der erste Sonntag	Bekannt in Spanien Portugal Griechenland Italien Türkei	Muttertag (siehe S. 219). In Spanien wurde der Muttertag ursprünglich am 8. Dezember (Maria Empfängnis) gefeiert, jetzt jedoch auch im Mai
Mai oder Juni (beweglich, 1987: 28. 5.)	Türkei	„Şeker Bayramı" — Zuckerfest (siehe S. 224).

Aus: Ulich/Oberhuemer/Reidelhuber (Hrsg.), „Der Fuchs geht um...", Weinheim und Basel 1987.

Zur Orientierung stelle ich meist eine Übersicht verschiedener Feste und Feiertage, die die Kinder unserer Schule betreffen, zusammen. Das Buch „Der Fuchs geht um...auch anderswo" und der Interkulturelle Kalender des Verbandes Wiener Volkshochschulen geben gute Anregungen dazu.

Die **Geburtstage** werden in den einzelnen Klassen verschieden gefeiert. Im Mittelpunkt steht das Geburtstagskind und dessen Wünsche. Es gibt Torte und Süßigkeiten, es wird ein Geburtstagslied gesungen und gratuliert. Das Kind kann vom eigenen Leben erzählen oder sich etwas von den MitschülerInnen wünschen. Dem interkulturellen Lernen gemäß versuche ich auch Informationen über andere Länder zu geben, zum Beispiel daß in vielen Ländern der Namenstag das wichtigere Fest ist.

Für ältere SchülerInnen ist die Geschichte „Mein Geburtstag" von Sinasi Dikmen gut geeignet, um über verschiedene Aspekte zum Thema Geburtstag zu dikutieren:

Mein Geburtstag

Nach jeder Geburtstagsfeier in Deutschland, zu der ich eingeladen wurde, gibt es das gleiche Theater. Seit einiger Zeit nehme ich Geburtstagseinladungen überhaupt nicht mehr an, weil ich ganz genau weiß, daß der bekannte Fragesturm mich wieder schüttelt, wenn ich hingehe.

Warum feierst Du denn deinen Geburtstag nicht?

Soviel brauchst Du wirklich nicht zu sparen.

Willst Du in kürzester Zeit in die Türkei zurückkehren?

Wird in der Türkei Geburtstag gefeiert? Warum nicht?

Ich habe jedesmal andere Antworten gegeben.

„Ich mag nicht", habe ich gesagt, „daß wir uns nur wegen des Geburtstags treffen." Ich habe gesagt: „Geburtstagsfeiern ist eine Erfindung der Konsumgesellschaft; wenn wir uns treffen wollen, brauchen wir doch nicht unbedingt einen Grund." Es hat alles nichts genützt. Ich weiß schon, daß meine deutschen Bekannten mich in ihre Gesellschaft voll integriert sehen wollen. Solange ich aber keinen Geburtstag feiere, scheitert dieser Integrationsversuch. Es fehlt mir nur dieser beschissene Geburtstag. Ich kann meinen deutschen Bekannten die Wahrheit nicht sagen, weil sie nur Bekannte sind und keine Freunde.

Bevor ich nach Deutschland kam, habe ich nicht gewußt, daß dieser blöde Tag im Leben eines Menschen so wichtig ist. Meine Zukunft in Deutschland hängt davon ab. Aber, soviel ich weiß, habe ich keinen Geburtstag. In meinem Reisepaß steht zwar ein Datum, aber das wurde nur eingetragen, damit die Deutschen nicht meinen, daß ich noch nicht geboren bin.

Wenn ich meinen Geburtstag feiere, will ich auch Spaß haben. Wie kann ich denn Spaß haben, wenn ich meinen Geburtstag an dem Tag feiere, an dem ich höchstwahrscheinlich nicht geboren bin?

Der Ich-Erzähler kann zwar sein Geburtsdatum nicht erinnern, aber er erfährt von Eltern, FreundInnen und Verwandten vieles über wichtige Ereignisse in diesem Zusammenhang. Seine Mutter erinnert sich, daß an dem Tag der kräftige Bulle verschwunden ist und daß der Vater beim Holzhacken im Wald war, die ältere Schwester erinnert sich an das erste Treffen mit ihrem zukünftigen Mann. Alle Befragten erinnern sich an vieles, aber an kein Datum. (1)

In der **Vorweihnachtszeit** werden an unserer Schule verschiedene Rollenspiele und Lieder geübt und einmal wöchentlich den anderen Klassen vorgeführt. Auch diesemn Zeitraum versuche ich interkulturell zu gestalten. Wir sprechen über Gegenden, in denen Weihnachten gefeiert wird, auf welche Art und zu welchem Datum. Es gibt die Möglichkeit über serbisch-orthodoxe, griechisch-orthodoxe Weihnachten zu reden, über das jüdische Chanukhafest oder über die italienische Befana (La befana ist eine liebe, alte Hexenfigur, die italienischen Kindern Geschenke bringt, traditionsgemäß am 6. Jänner, in letzter Zeit zunehmend am heiligen Abend.) Befana Spiele sind beliebt, einen Besen zum Fliegen findet sich in jeder Klasse.(2)

Die Geschichten um den hl. Nikolau betrifft vor allem die türkischen Kinder. „Wo holt der Nikolaus seine sieben Sachen?" (3) ergibt die Möglichkeit, über Länder zu lernen: die Feigen kommen aus Griechenland, die Mandeln aus Montenegro, die Pistazien ais Italien.

Das **Neue Jahr** wird in vielen Ländern gefeiert. Für iranische Kinder ist das Nouruzfest, für kurdische Kinder das Newroz Fest von Bedeutung. Diese Neujahrfeste werden im Frühling gefeiert.

Für viele **Roma** ist das Fest des Heiligen Georg von Bedeutung. Im Mittelpunkt des Festes steht das Lamm.

Dazu paßt sehr gut die folgende Geschichte von Rada Dzurko:

Wie der Herrgott die Roma geschaffen hat

Der Herrgott war allein auf der Welt, und er fühlte sich einsam, denn er hatte keinen, mit dem er sich ein wenig unterhalten, ein wenig trinken konnte. Es lebt sich schwer allein, und so sagte der liebe Herrgott: „Ich werde den Menschen schaffen,, damit ich für jemanden zu sorgen habe. Und auch, damit jemand für mich da ist. damit ich jemanden habe, mit dem ich mich streiten und wieder versöhnen kann." Und so knetete er Teig, und aus diesem Teig formte er Menschen. Er steckte ihn zum Backen in die Ofenröhre. Aber unterdessen überkam den Herrgott der Schlaf. Er schlief ein und dachte nicht an den Menschen. Auf einmal spürte er, daß etwas anbrennt. Ach ja, der Mensch in dem Ofen! Der Herrgott sah nach – sein Produkt war verbrannt, ganz schwarz! „Was läßt sich da machen", sagte der Herrgott, „du wirst dort leben, wo Hitze und Sonne sind, denn du hast dich in der Röhre schon an die Hitze gewöhnt." So entstanden die Schwarzen. Und sogleich ging er an einen neuen Menschen. „Vielleicht wird es mir diesmal besser gelingen." Er knetete wieder Teig und steckte den Menschen in den Ofen. Nur fürchtete er diesmal, der Mensch könne wieder verbrennen, und zog ihn vorzeitig heraus. Dieses Gottesgeschöpf war nun noch nicht fertiggebacken, es war weiß wie Quark. „Was läßt sich machen", sagte der Herrgott, „dich schicke ich in Länder, wo Schnee und Kälte sind." So entstanden die Gadzos, die Weißen.

Der Herrgott gab nich auf und probierte den Menschen noch ein drittes Mal. Diesmal gab er acht, daß er ihn nicht verbrennen ließ und auch nicht zu zeitig aus dem Ofen zog. Er guckte – und siehe da! Der Mensch war da. Schön braungebacken! Weder schwarz noch weiß, sondern genau so, wie er sein soll, und der Herrgott sagte: „Du kannst überall leben, in der Hitze wie in der Kälte." Und so entstanden die Roma. (4)

In meinem Verständnis von interkulturellem Lernen gibt es viele Möglichkeiten zum Vergleichen von Festen und Feiern, sei es durch Erfahrungen, welche die Kinder mitbringen, durch Litera-

tur und Medien. Es soll nicht assimiliert werden im Sinne von „alle müssen Fasching feiern, alle müssen Stille Nacht singen", sondern die Vielfalt des Feierns weltweit soll nähergebracht werden.

Anmerkungen:

1 Dikmen Sinasi: Wir werden das Knoblauchkind schon schaukeln. Express Edition, 1983
2 Ulrich Michaela, Oberhuemer Pamela, Reidelhuber Almut: Der Fuchs geht um...auch anderswo. Beltz Verlag, 1987
3 Hüsler Silvia: Weihnachtszeit oder heiße Schokolade bei Signora Rosa. Verlag Pro Juventute, 1996
4 Wagemann Gertrud: Interkultureller Kalender 1995. Verlag für Interkulturelle Kommunikation. Fulda, 1995
Hüsler Silvia, Al fin Serafin: Kinderverse aus vielen Ländern. Verlag Pro Juventute, 1993
Interkultureller Kalender 1996/97. Verband Wiener Volksbildung, 1996

Gustav Spann

„Tag der Fahne" und Nationalfeiertag.

Nationales Feiern zwischen staatstragendem Zeremoniell und Volksfest

In der Entstehungsgeschichte des österreichischen Nationalfeiertages werden die Brüche und Widersprüche der wechselvollen Geschichte der Republik sichtbar.(1) Der Anlaß nationalen Feierns in Österreich sollte nicht wie bei anderen Staaten ein großes, emotional stark besetztes, herausragendes historisches Datum wie z.B. Staatsgründungen, siegreiche Kriege, Revolution oder Verfassungsgebung sein. Bei seiner Konstituierung wurde auch nicht auf ein Ereignis Bezug genommen, das sich angesichts einer überwältigenden Akzeptanz und fester Verankerung im kollektiven Bewußtsein der Bevölkerung angeboten hätte:

> „Nicht die auf breiteste Zustimmung in der österreichischen Bevölkerung gestützte Republikanisierung Österreichs 1918 (Ausrufung der Republik), nicht die im Parteien-Kompromiß formulierte Bundesverfassung (Beschluß der Nationalversammlung 1. Oktober 1920), nicht die nach der militärischen Niederlage des deutschen Faschismus möglich gewordene Rekonstruktion der österreichischen Republik (spätestens mit der Anerkennung der Regierung Renner am 25. September 1945), oder die ersten Nationalratswahlen nach Kriegsende (25. November 1945 – und seit 1930, sei nebenbei bemerkt), auch nicht die Unterzeichnung des Staatsvertrages am 15. Mai 1955 dienten dem österreichischen Gesetzgeber als Ereignisse, die nationale Identität zu symbolisieren imstande schienen, sondern die verfassungsmäßig festgelegte Orientierung in den künftigen Außenbeziehungen." (2)

Die langen Diskussionen um das „richtige" Datum und damit den Anlaß nationalen Feierns waren letztlich ein Ringen um die Be-

zugnahme auf unterschiedliche historische Kontinuitäten und Traditionsstränge gewesen, auf die das nationale Gedächtnis festgelegt werden sollte. Die Verhandlungen endeten schließlich mit einem großkoalitionären Kompromiß zwischen ÖVP und SPÖ, in welchem aber die ÖVP ihren Standpunkt weitgehend durchgesetzt hatte. Die großkoalitionäre Kompromißlösung bot jedenfalls die Möglichkeit, mit der Wahl eines „modernen" Bezugspunktes historisch möglicherweise belasteten Traditionsbezügen aus dem Weg zu gehen.

Der österreichische Nationalfeiertag war aber, wie es schon bald eingestanden wurde, „im Gegegensatz zu dem anderer Nationen ein ‚synthetischer', nicht aber ein ‚gewachsener' Feiertag." (3)

Vielfach wird heute auch übersehen, daß die immerwährende Neutralität, die schon 1956 zum offieziellen Anlaß des „Tages der Fahne" erklärt worden war, anfänglich noch nicht auf eine so breite Zustimmung stieß, wie es das offizielle Österreich glauben machen wollte, hatten doch die Koalitionsparteien selbst nahezu bis zum Ende der Staatsvertragsverhandlungen in dieser Frage recht divergierende Meinungen vertreten. Vielen Österreichern war es damals wohl bewußt gewesen, daß die Neutralität zwar formal selbst gewählt war, daß sie aber die entscheidende Bedingung für die Erlangung der Souveränität gewesen war. Erst später sollte sie sich so fest im kollektiven Bewußtsein verankern, daß sie zum Fundament des österreichischen Nationalbewußtseins wurde.

Die Akzeptanz des österreichischen Nationalfeiertages litt nicht nur an dem im großkoalitionären Kompromißweg festgelegten Anlaß und an seinem langwierigen Entstehungprozeß, sondern auch an seiner etappenweisen Verwirklichung, die nicht ohne öffentliche Kontroversen und Diskussionen abgelaufen war. Aus diesen Umständen erklärt sich das distanzierte Verhältnis der Österreicher zum nationalen Feiern und die oft beklagte emotional eher zurückhaltende Anteilnahme der Bevölkerung. Dementsprechend sorgfältig wurden die nationalen Festlichkeiten schon in den Anfängen am „Tag der Fahne" von der Obrigkeit bestimmt und fürsorglich begleitet.

Der Tag der Fahne: Vom Volksfest zum obrigkeitlich gestalteten Ritual

Die ersten Feiern zum „Tag der Flagge" am 25. Oktober 1955 wurden in ganz Österreich als „Befreiungsfeiern" begangen. Offizieller Anlaß der Feiern war 1955 der im Staatsvertrag festgelegte Stichtag, an dem der letzte fremde Soldat Österreich zu verlassen hatte. Die Unterzeichnung des Staatsvertrages hatte ein von breiten Bevölkerungsschichten getragenes Bedürfnis nach gemeinschaftlichem Feiern ausgelöst, wurde doch dieses Ereignis einhellig mit Gefühlen der Befreiung verbunden, ganz im Gegensatz zu 1945 als noch ein beträchtlicher Teil der Österreicherinnen und Österreicher das Kriegsende als Niederlage erlebt hatte. So hatten diese Feiern angesichts einer breiten Beteiligung der Bevölkerung 1955 echten Volksfestcharakter:

> „Ganz Österreich stand gestern im Zeichen der rotweißroten Fahnen, die gestern zum erstenmal nach vielen Jahren wieder das alleinige Hoheitssymbol für unser Land waren. In den Landeshauptstädten wurden Befreiungsfeiern abgehalten, auf denen die Landeshauptleute, die Landtagspräsidenten oder die Bürgermeister zu zehntausenden festlich gestimmten Menschen sprachen. In vielen Orten waren die Betriebe und Geschäfte und die öffentlichen Dienststellen geschlossen, überall gedachte die Jugend in den Schulen der Bedeutung des Tages...Besonders eindrucksvoll waren die Feiern in Innsbruck. Dort hatte die Schuljugend am Vorabend des Befreiungstages ein Freudenfeuer abgebrannt. Knapp unter der Spitze der Frau Hitt leuchtete in 80 Meter großen Flammenlettern das Wort „Österreich" herab in die Tiroler Landeshauptstadt.
> Zu einer erhebenden Kundgebung der Begeisterung und der Liebe zu der in Freiheit wiedergeborenen Heimat wurde die vom Unterrichtsministerium und dem Wiener Stadtschulrat im Konzerthaus veranstaltete Feierstunde, zu der fast alle Regierungsmitglieder erschienen waren. Zu dieser Feier hatten auch die Bundesländer Jugendliche delegiert, die in Trachten erschienen waren und zusammen mit den Wiener Jugendlichen das Podium füllten."(4)

Doch schon im Jahr 1956, als – nunmehr am 26. Oktober – der „Tag der österreichischen Fahne" begangen wurde, war der ein Jahr

vorher noch dominierende Volksfestcharakter der Feier mit spontaner aktiver Beteiligung der Menschen bereits wesentlich schwächer ausgeprägt. Dies erklärt sich nicht nur aus dem deutlich verstärkten Einfluß der Politik auf die Gestaltung der Feiern, sondern steht auch in Zusammenhang mit dem ab 1956 geänderten Anlaß des Feiertages, der Beschlußfassung der immerwährenden Neutralität (5) und ihrer damals noch nicht so ausgeprägten Akzeptanz. Lange Zeit vermochte sich das kollektive Gedächtnis nicht von der eingängigen Imagination des letzten Soldaten, der am 25. Oktober 1955 Österreich verlassen hatte, zu lösen.

Jedenfalls bestimmte ab 1956 deutlich erkennbar die Obrigkeit, in der Zeit der großen Koalition vor allem durch das von der ÖVP besetzte Unterrichtsressort repräsentiert, den Ablauf des nationalen Feierns. Die Tendenz zu besonders würdiger, getragener, organisierter Feierlichkeit wurde deutlich sichtbar. Die organisatorische Vorbereitung wurde einem Nationalkomitee auf Bundesebene übertragen, der Bundespräsident um den Ehrenschutz gebeten.

„Das Nationalkomitee wird die allgemeinen Vorbereitungen zum Tag der österreichischen Fahne treffen und eine ‚Bundesfeier des Tages der Fahne' veranlassen.

In den Betrieben soll auf die Bedeutung des Tages in würdiger und geeigneter Weise aufmerksam gemacht werden. Für alle Kreise der Bevölkerung werden öffentliche Feiern angeregt werden, in Garnisonsorten mit kurzen Paraden und unter Mitwirkung von Militärkapellen und unter Teilnahme von überparteilichen Organisationen, in Anwesenheit der Volksvertreter und der Spitzen der Behörden. Länderkomitees werden die allgemeine Vorbereitung der Nationalfeier in den Bundesländern und die Vorbereitung einer ‚Bundesfeier des Landes' in die Wege leiten. Die festliche Veranstaltung des Nationalkomitees wird eine ‚Bundesfeier des Tages der österreichischen Fahne' sein, zu welcher der Bundespräsident, die Mitglieder der Bundesregierung und womöglich die Landeshauptleute eingeladen werden.(6)

Dieses Grundmuster der offiziellen Feiern sollte in der Folge die festliche Begehung des Tages der österreichischen Fahne bestimmen. Da der „Tag der Fahne" noch kein arbeitsfreier Tag war, war die erwünschte breite Teilnahme der Bevölkerung nur

partiell möglich. Der Schulbereich, das Bundesheer und Teile des Verwaltungssektors wurden dadurch zu den Hauptträgern der Veranstaltungen.

Die Schule als Ort nationalen Feierns

Zentraler Adressat der nationalen Feiern war „die Jugend". Daher waren die Schulen die wichtigsten Orte des Feierns. Die Feiern zum Tag der Fahne sollten nach dem Willen der Regierung „die natürliche Krönung der staatsbürgerlichen Erziehung unserer Jugend sein."(7) Der Kontakt mit allen Bevölkerungsteilen sollte hergestellt werden und insbesondere danach getrachtet werden, „daß Jugend und Erwachsene gemeinsam feiern."(8) Auf die Einbindung staatlicher und öffentlicher Würdenträger wurde großer Wert gelegt:

> „Vergessen wir nicht, daß dieses Fest, wie kaum ein anderes, die Möglichkeit bietet, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in den Kreis der Feiergemeinschaft einzubeziehen. Laden wir darum, wo immer es angeht, Staatsmänner, Mandatare, Vertreter der Behörden und Körperschaften, in Garnisonsorten auch einen Offizier des Bundesheeres, ein, den Tag der österreichischen Fahne mit uns zu feiern und bitten wir einen von ihnen, zur Jugend zu sprechen."(9)

In einer Anleitung zur Durchführung der Feiern zum Tag der Österreichischen Fahne an den Schulen aus dem Jahre 1958 wurden folgende Grundelemente der Gestaltung vorgegeben (10):

- Würdige Ausgestaltung von Raum und Schulhaus
- Festkleidung
- Chor, Gedicht, Spruch, Sprechchor
- Festansprache
- Hissung der Fahne mit Fahnenspruch
- Bundeshymne

Bei solcher Art der Festgestaltung bestand ständig die Gefahr, daß die Grenzen zum überzogenen Pathos überschritten wurden. Daß dieses verordnete Feiern von den Schülern nicht immer mit der erwünschten Begeisterung mitgetragen wurde, kann ebenfalls angenommen werden. Immer wieder wurde „die Jugend" in

Festakten und Feierstunden an die mühevolle Aufbauarbeit nach dem Krieg erinnert und in immer wiederkehrenden Appellen zum Bekenntnis zu Österreich aufgefordert. In den vom Bundesministerium für Unterricht herausgegebenen Broschüren (11) zur Unterstützung dieser Feiern wurde ein Geschichtsbild vermittelt, das die Gründungsmythen der 2. Republik fest im Bewußtsein der Jugend verankern sollte:

> „Die Geschichte der Republik Österreich wurde im wesentlichen begriffen als eine Abfolge von Leidensstationen, das erneuerte, freie Österreich als Frucht der Opfer, die gebracht worden waren – nicht zuletzt im Widerstand gegen das Hitler-Regime..."(12)

Weiters fand über die Feiern zum Tag der Fahne auch ein Fundus von Stereotypen und Klischees seine Verbreitung, der in weiten Bereichen noch an die Österreich-Ideologie des „Ständestaates" anknüpfte und lange Zeit überhaupt nicht hinterfragt wurde:

> „Das Bild Österreichs, sein Image, seine Zukunft, wie immer man es nennen mag, wird am 26. Oktober mehrfach beschworen werden. die Terminologie solcher Beschwörungen ist bekannt – sie reicht vom ‚Herz Europas' bis zum ‚Grenzwall des Abendlandes' (von den Hunnen über die Türken bis zu den Kommunisten – und das womöglich in ungebrochener Kontinuität, von der ‚Brücke zwischen Ost und West' bis zum letzten ‚Refugium imperialer Ideen', von der ‚Mission im Donauraum' bis zum ‚Bollwerk gegen den Osten', von der ‚Hochburg westlicher Freiheit' bis zur ‚übernationalen Universalidee'. Was dieses Inventar an Schlagworten zusammenhält ist die Blickrichtung Vergangenheit, der ‚Blick zurück in Sentimentalität'. Die Neutralität in solcher Sicht wird krönender Abschluß glanzvoller Vergangenheit, Endstation politischer Ambitionen."(13)

Dichterlesungen, Chöre, Festansprachen von Politikern und verdienten Schulfunktionären, in denen die herausragenden Leistungen Österreichs in Kunst und Kultur, aber auch auf wirtschaftlichem Gebiet gewürdigt wurden, prägten das Erscheinungsbild dieser Schulfeiern. Die Politiker suchten den Kontakt mit der Jugend und appellierten an deren Bereitschaft, das von ihnen Errungene weiterzutragen. Der getragene Stil und bemühte

Charakter dieser Feiern anläßlich des „Tages der österreichischen Fahne" läßt sich auch aus den Berichten einzelner Schulen herauslesen:

> „Die einzelnen Klassen wurden zu weniger bekannten Kunstwerken oder historisch bedeutungsvollen Stätten geführt, an denen den Schülern Österreichs Stellung, Leistung und Aufgabe und der österreichische Staatsgedanke erlebnismäßig nahegebracht werden konnte..."
>
> „Im Rahmen der Schulfeier wurden anläßlich des ‚Tages der österreichischen Fahne ', 1958 die Spielfilme „Das ist Österreich" und „Auch das ist Österreich" (Filme der Bundesstaatlichen Hauptstelle für Lichtbild und Bildungsfilm, Wien IX) vorgezeigt. Diese Vorführung machte auf die Zuhörer einen sehr guten Eindruck und steigerte den Erlebnisgehalt der Feier."(14)

Wieweit diese Art pädagogisch geleiteter Zugangsweise die Schülerinnen und Schüler zu einem gesteigerten Bekenntnis zu Österreich motivieren konnte, ist empirisch nicht erfaßbar. Jedenfalls führte die Unzufriedenheit mit der allgemeinen Akzeptanz dieser Feiern, die letztlich auf die Schulen und das Bundesheer beschränkt waren, zur Einführung des österreichischen Nationalfeiertages.

Von der staatlichen Oberaufsicht zurück zum Volksfest

In der Zeit der Alleinregierung der ÖVP unter Josef Klaus 1966-70, in deren Regierungszeit der Nationalfeiertag in seiner heutigen Form beschlossen worden war, wurden zunächst die alten Abläufe nach dem Vorbild des früheren Tages der Fahne weitgehend übernommen. Das offizielle Programm zum Nationalfeiertag 1967 war folgendermaßen gestaltet:

> „Die offiziellen Feiern am österreichischen Nationalfeiertag werden mit Gottesdiensten eingeleitet. Anschließend hält die Bundesregierung eine Sondersitzung ab. Nach den Kranzniederlegungen durch den Bundespräsidenten und den Bundeskanzler in der Krypta des Heldendenkmals findet im Parlament eine gemeinsame Sitzung des National- und Bundesrates statt, in der Bundespräsident Franz Jonas und Nationalratspräsident Dr. Maleta das Wort ergreifen werden.

Die Hauptfeier wird am Abend des 26. Oktober im Großen Salzburger Festspielhaus unter dem Titel ‚Feier für die Jugend Österreichs' abgehalten. Der Veranstaltung im Festspielhaus werden der Bundespräsident, Mitglieder der Bundesregierung und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens beiwohnen. Der Abend wird von der Bundesregierung unter Mitwirkung des Österreichischen Bundesjugendringes und des Nationalinstitutes veranstaltet. Nach der Feier im Festspielhaus findet auf dem Residenzplatz in Salzburg ein großer militärischer Zapfenstreich statt.

Auf Weisung des Unterrichtsministers werden die Schulfeiern zum Nationalfeiertag heute Mittwoch in feierlicher Form durchgeführt."(15)

Nach wie vor waren also die Bundesregierung, Landesregierungen, Gemeinden und andere offizielle Organe die Hauptträger des Feierns, die breiten Massen, deren zu geringe Teilnahme immer wieder kritisiert worden war, waren wie gewohnt weitgehend auf die passive, akklamierende Zuschauerrolle beschränkt. Sie waren primär Adressaten von Ansprachen und Appellen, spontane und kreative Teilnahme wurde kaum gefördert.

Wesentliche Änderungen in der Art des Feierns bahnten sich mit der Regierungsübernahme durch die SPÖ unter Bruno Kreisky an. Bereits am Nationalfeiertag 1970, unter der Minderheitsregierung Kreisky I, wurden die Festsitzung des Nationalrates und die bisher in Form einer Großveranstaltung abgehaltene „Feier der Jugend" nicht mehr durchgeführt. Statt dessen wurde ein „festlicher Ministerrat" abgehalten.(16) Ins Zentrum der öffentlichen Feiern rückten die Kranzniederlegungen in der Krypta des österreichischen Heldendenkmals beim äußeren Burgtor in Wien. Am Nachmittag fand im Bundeskanzleramt eine Diskussion zum Thema „Was soll aus Österreich werden?" statt, die auch vom ORF übertragen wurde. Damit war schon in Konturen vorgegeben, wie die sozialistische Regierung künftig den Nationalfeiertag gestalten wollte. Die würdevoll-pathetischen Großveranstaltungen mit dem Schwerpunkt auf dem Gedenken, auf historische Reminiszenz und Besinnung sollten nach dem Willen von Bundeskanzler Kreisky von Veranstaltungen, die den Zukunftsaspekt in das Zentrum der inhaltlichen Gestaltung stellten, abgelöst werden:

„Die Zeit, in der wir leben, bedarf weniger des emotionellen Pathos, sondern einer Verbindung von Idealismus und Nüchternheit. Wir haben den Fragen Antwort zu geben, wie Österreich im wirtschaftlichen Wettstreit der Völker erfolgreich bestehen kann, wie es seinen Beitrag zur kulturellen Entwicklung dieses Kontinents am besten zu leisten vermag, wie es seinen Menschen eine gesicherte Zukunft bereiten kann und in welcher Weise es mitwirken kann, an der Erhaltung des Friedens in der Welt."(17)

Nach seinen Vorstellungen sollte am Nationalfeiertag künftig „eine Vielfalt von Veranstaltungen, die den pluralistischen Charakter der Demokratie manifestieren sollen," stattfinden „aber kein politisch-patriotisches Happening." Kreisky sprach sich auch „nachdrücklich gegen Bundesheerfeiern aus, wo vor angetretenen Soldaten patriotische Reden geschwungen werden."(18)

Als neues Element im Sinne eines Rückzuges der Politiker und Honoratioren wurde die Durchführung wissenschaftlicher Veranstaltungen anläßlich des Nationalfeiertages eingeführt. 1972 wurde ein Symposion „Zukunft von Wissenschaft und Forschung" veranstaltet, an dem 200 im In- und Ausland wirkende Wissenschaftler teilnahmen. Eine Historikertagung (19) befaßte sich mit Problemen der Zwischenkriegszeit.

Fitness-Märsche statt getragener Feierlichkeit

Den wohl deutlichsten Bruch mit den alten Ritualen bedeutete jedoch 1971 die Heraushebung der bis dahin immer nur begleitend durchgeführten sportlichen Veranstaltungen. Am Nationalfeiertag 1971 rief Bundespräsident Jonas über eine Rundfunkansprache zur Teilnahme an dem von der Bundes-Sportorganisation veranstalteten Fit-Lauf und Fit-Marsch auf und übernahm auch den Ehrenschutz für diese Veranstaltung.(20) Der gewaltige Zuspruch, den diese Veranstaltung in kurzer Zeit erhalten sollte, veränderte den Charakter der Feiern zum Nationalfeiertag grundlegend. Die massenhafte Beteiligung der Bevölkerung bedeutete eine Mobilisierung von Menschen, die offenbar von den bisher gewohnten Abläufen der Feiern nicht zur Teilnahme zu motivieren gewesen waren.

Dennoch waren die medialen aber auch die politischen Reaktionen, vor allem seitens der konservativen Opposition überwiegend ablehnend bis distanziert. Kritische Kommentare waren übertitelt mit „Staat ohne Geschichte" (21) oder „Tag ohne Herz" (22)

> „Fit durch den Staatsfeiertag! Eine totale Entideologisierung, aber immerhin eine praktische Nutzanwendung. Jetzt muß man an diesem Tag nur noch den Körper strapazieren, um ihm einen Sinn zu geben. Vielleicht eine Lösung, vorausgesetzt, daß keine höheren Anforderungen als die Bewältigung einer 10-Kilometer-Strecke gestellt werden."(23)

> „Jetzt haben wir den Feiertag. Aber kaum jemand kümmert sich um den Sinn, um den Inhalt dieses Tages. Gab es in früheren Jahren noch Sondersitzungen des Parlaments, militärische Feiern, Jugend-Shows, so ist heute von all dem nicht mehr die Rede...Droht nicht die phraseologische Übertriebenheit der patriotischen Geste von gestern in das andere Extrem umzuschlagen, in eine totale Privatheit des individuellen Egoismus?"(24)

Die positiven Reaktionen bezogen sich vor allem auf den Rückzug des Staates und der Politiker aus den Feiern::

> „Der Nationalfeiertag, der heute, am 26. Oktober gefeiert wird, hat in den letzten Jahren eine sehr unauffällige, aber positive Entwicklung durchgemacht. Seit man von staatlicher Seite resignierend darauf verzichtet hat, dem Bürger diesen Feiertag mit ‚staatstragendem' Pathos verdächtig zu machen, ist dieser Tag zu dem geworden, was er sein sollte, oder zumindest auf dem besten Weg dazu: Nämlich ein sehr volkstümlicher Feiertag zu sein, der nicht einfach nur als Arbeitsunterbrechung hingenommen wird, sondern mit einer Vielzahl von Veranstaltungen breite Schichten wirklich in Bewegung bringt.
> Das gilt einmal ganz wörtlich für die nun schon zum fixen Programm zählenden Fitness-Märsche, aber auch für zahllose andere Veranstaltungen, bei denen sich die Initiative und der Einfallsreichtum von Vereinen, Institutionen und Privatpersonen austobt. Auf der anderen Seite veranstaltet die Bundesregierung anstelle pompös-steifer Staatsakte Wissenschaftlersymposien, die sich mit speziell österreichischen Themen beschäftigen. Auch sehr gut.

> Man kann diese Entwicklung jedenfalls als Beweis dafür nehmen, daß es oft sehr fruchtbar sein kann, wenn Vater Staat einmal aufhört, an seinen Kindern herumzuerziehen und sie in Ruhe und unbeeinflußt ‚spielen' läßt, wie es an sich ja auch dem heutigen Stand der Pädagogik entspricht."(25)

Doch den Kritikern fiel letztlich wenig an Alternativen ein, außer dem Rückgriff auf einzelne Elemente der alten Veranstaltungskalender und dem Ruf nach neuerlichem verstärktem Engagement von Staat und Regierung bzw. Gründung von neuen Institutionen,(26) wie die eines „Nationalkomitees", dem „alljährlich die kritische Analyse der Aktivitäten des vorangegangenen Nationalfeiertags und die Vorbereitung des kommenden obliegen" sollte.(27) Im dreißigsten Jahr nach seiner Gründung haben die mokanten Bemerkungen über die Fit-Märsche zwar nicht aufgehört, sie werden aber nicht mehr als ausschließlich den Nationalfeiertag charakterisierend und bestimmend wahrgenommen. Daß jedoch die alten Gegensätze um die Gestaltung des Nationalfeiertages noch längst nicht überwunden sind, beweist die 1995 geführte Debatte zwischen ÖVP und SPÖ über die Art und den Umfang einer wieder einzuführenden Parade des österreichischen Bundesheeres am Nationalfeiertag nach Jahren der Absenz.(28)

Insgesamt präsentiert sich der Österreichische Nationalfeiertag angesichts eines stabilen österreichischen Nationalbewußtseins, das fallweise bereits österreich-chauvinistische Züge anzunehmen droht(29) als ein gelassen begangener Festtag, der nicht mehr des überhöhten Pathos und nationaler Selbstüberhöhung bedarf. Ob der offizielle Anlaß des Österreichischen Nationalfeiertages, die Erinnerung an den Beschluß der immerwährenden Neutralität, in absehbarer Zeit geändert werden muß, ist derzeit noch offen.

Anmerkungen:

1 Siehe dazu: Verf.: Zur Geschichte des österreichischen Nationalfeiertages, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde 1/96 S. 27 – 34
2 Anton Staudinger, „Durch Gedenkfeiern gelegentlich zur Vergessenheit emporgehoben..." Anmerkungen zur Funktion von Gedenktagen und zu grassierender Jubiläumshistorie. In: Der literarische Umgang der Österreicher mit Jahres- und Gedenktagen; Hg.: Wendelin Schmidt-Dengler, Wien 1994 (Schriften des Instituts für Österreichkunde 59) S. 18

3 Karl Schleinzer, Zur Gestaltung des Nationalfeiertages. In: Die Republik 1/1974 S. 13; Peter Diem: Die Symbole Österreichs. Zeit und Geschichte in Zeichen, Wien 1995 S.157f.
4 „Die Zukunft liegt in der Hand der Jugend", Das Kleine Volksblatt 26. 10. 1955 s.3
5 Wichtige Beschlüsse des Ministerrates, Wiener Zeitung 12. Sept. 1956, S.2
6 Wichtige Beschlüsse des Ministerrates, Wiener Zeitung 12. 9. 1956 S.2
7 Der Tag der österreichischen Fahne (26. Oktober), Wien 1958 (Fest und Feier in zeitgemäßer Gestaltung Heft VII) S.6
8 ebenda S.7
9 ebenda, S.7
10 ebenda S. 8f.
11 z.B.: Tag der österreichischen Fahne, Wien 1956, 1959, 1962; sowie: Humanitas Austriaca. Feierstunde zum Tag der österreichischen Fahne , Wien 1964
12 Rettinger, Vergangenheitsbewältigung, S. 11
13 Anton Pelinka, Durchbruch zur Normalität, in: Die Furche 21. Okt. 1967 S.1
14 Tag der österreichischen Fahne. Rückblick und Ausschau, S.18, 20.
15 Wiener Zeitung 25. 10. 1967
16 Wiener Zeitung 38. 10. 1970
17 Bruno Kreisky in der Festsitzung des Ministerrates zum Nationalfeiertag 1971, Wiener Zeitung 28. 10. 1971
18 Arbeiterkammer SOWIDOK, Oberösterreichische Nachrichten 17. Juli 1972, Gähnen am Nationalfeiertag
19 Als Veranstalter fungierte die von Bruno Kreisky und Alfred Maleta gegründete „Wissenschaftliche Kommission des Theodor-Körner-Stiftungsfonds und des Leopold-Kunschak-Preises zur Erforschung der österreichischen Geschichte der Jahre 1927 bis 1938"
20 Wiener Zeitung 24. 10. 1971, Aufruf des Bundespräsidenten Jonas an alle Österreicher: Bleibt fit!
21 Arbeiterkammer SOWIDOK, Südost-Tagespost 26. 10. 1971
22 Arbeiterkammer SOWIDOK, Kleine Zeitung 25. 10. 1971
23 Arbeiterkammer SOWIDOK, Die Presse 27. 10. 1971, Fit durch Staatsfeiertag.
24 ebenda
25 Arbeiterkammer SOWIDOK, Südost-Tagespost 26. 10. 1972 , Der gewandelte Feiertag.
26 Siehe dazu: Karl Schleinzer, Zur Gestaltung des Nationalfeiertages, in: Die Republik 1/1974, S.12ff.; Walter Jambor, Jugend kritisiert Fehlen bildungspolitischer Voraussetzungen des Nationalfeiertags. Ergebnisse des Melker Symposiums, in: Die Republik 2/1974 S.4ff.; Sixtus Lanner, Der 26. Oktober als Prüfstein nationaler Konsensbildung, in: Die Republik 1/1978 S. 22ff. Hannelore Pichler, Alle Jahr wieder...Gedanken und Rückblenden zum Nationalfeiertag, in: Die Republik 3/1980 S 19ff.
27 Walter Jambor, in: Die Republik 2/1974 S.8
28 Alles, was Flügel hat, fliegt, Profil 24. 7. 1995; Einigung bei Parade: Keine Panzer, Die Presse 28. 8. 1995
29 Max Haller, Stefan Gruber, Sind die Österreicher Patrioten oder Chauvinisten? Nationalstolz im internationalen Vergleich. In: Die österreichische Nation März 1986 S.18-22

Karin Tscherne

Von BlumenhändlerInnen, KinderreichenKriegshetzerInnen und anderen Besorgten: Und jeden Mai ist Muttertag.

Eine Gesellschaft findet viele Anlässe zum Feiern, private und öffentliche.

Der Muttertag nimmt eine Zwischenstellung ein: von der Werbeindustrie massiv beworben, feiert man ihn in privatem Rahmen und/oder Gasthäusern.

Entwicklung in Deutschland

Nur wenigen Festen war ein dem Muttertag vergleichbarer kometenhafter Aufstieg beschieden. 1907 von der Amerikanerin Ann Jarwis propagiert, wurde er mit der „Mother's day bill" vom 8. 5. 1914 vom amerikanischen Kongreß zum Staatsfeiertag erklärt. Die „Internationale Muttertagsgesellschaft", die Heilsarmee und Propagandafeldzüge floristischer Organisationen führten zur weltweiten Verbreitung des Festes. In Deutschland wurde er ab 1922 begangen. (Meyers Enzyklopädisches Lexikon 1978), wobei eine Allianz wirtschaftlicher und ideologischer Interessen den Siegeszug dieses Festes begründeten.

Rudolf Knauer, Geschäftsführer des „Verbandes Deutscher Blumengeschäftsinhaber", gründete zu Beginn der 1920er Jahre Muttertagsausschüsse und ordnete diesen schließlich einen Zentralausschuß über, der sich 1926 der „Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundung" anschloß. Damit begann der unaufhaltsame Aufstieg des Muttertages bis zum offiziellen Volksfeiertag im Nationalsozialismus.

Zur Verschleierung der von Anfang an deutlich verfolgten Geschäftsinteressen sollte in den Werbekampagnen hervorgehoben werden, daß die Mütter die „stillen Heldinnen unseres Volkes" seien, durch die „der rechte Geist der Arbeitsfreude, der

Verantwortung, der selbstlosen Hingabe ans Vaterland gepflegt" würde. Da dies durch die Nachkriegswirren in Vergessenheit geraten sei, müßte endlich der „deutschen Mutter Ehrentag" gefeiert werden (zit. nach Hausen 1980:252).

1928 hieß es dann in der Verbandszeitung über Blumen als wichtigstes Geschenk am Muttertag: „Wer sie (die Mutter) liebt, hat sich gerettet aus dem Chaos und der verderblichen Gewalt des Materialismus, hat Familiensinn, Heimatliebe, den Glauben an sich und andere bewahrt." (ebda., 261)

Offenkundig kam es hier zur wesentlichen Verbindung zweier Bestrebungen, der politischen und der ökonomischen.

Die „Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundheit", 1919 gegründet, hatte Vertreter staatlicher Behörden, von Kirchen – bis 1932 auch der jüdischen Kultusgemeinschaft – und konservativer Wohlfahrtsverbänden als Mitglieder (Hausen 1984:479). Sie betrachtete Bevölkerungspolitik, Gesundheitspflege und Körperkultur, Sexualethik, den Kampf gegen Schmutz und Schund sowie die Verbreitung des Muttertags als ihre Hauptarbeitsgebiete. Eine der wesentlichen Sorgen der Organisation war der Bevölkerungsrückgang und der deshalb drohende „Volkstod"; es galt, der Familie Vorschub zu leisten. Daher bezeichnete man die Arbeit für den Muttertag als „Bestrebung zur Förderung und Erhaltung gesunden Familienlebens". Eine weitere Hoffnung wurde an die Verankerung des Muttertages geknüpft: Der Wille zur Mutterschaft, der durch die „Eitelkeit, Selbstsucht und Bequemlichkeit" der jungen Frauen untergraben würde, sollte gestärkt werden. Der wahre Frauenberuf, dessen Sinn in der Muttertagsfeier „tief erfaßt" werde, sei es, „an der Seite des Mannes Priesterin an seinem Herde und Mutter seiner Kinderschar zu sein", schrieb H. Harmsen, der Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft 1927 in den Schriften zur Volksgesundung

Die „Arbeitsgemeinschaft" erhielt bald von verschiedenen Organisationen Unterstützung in ihrem Bestreben zur offiziellen Installierung des Muttertags. Eine davon war etwa der „Reichsbund der Kinderreichen Deutschlands zum Schutze der Familie". Diese Vereinigung schlug schon 1934, fünf Jahre vor der erstmaligen Verleihung des Mutterkreuzes durch die Nationalsozialisten, vor, daß jede Mutter, „(..) die der Pflicht genügt und dem

Staate erbgesunde Kinder geschenkt hat", ein Ehrenkreuz bekommen solle (zit nach Hausen 1980:265)

Die Propagierung des Muttertages mit der damit verbundenen sakral anmutenden Stilisierung der Mutter diente diesen Verbänden als Kampf gegen Liberalismus, sexuelle Aufklärung, die Bewegung gegen den §218 und insgesamt gegen die „Neue Frau", die berufstätig und darauf bedacht war, die Kinderzahl klein zu halten. Die Verehrung der Mutter wurde weiters als Kampfstrategie gegen den Bolschewismus betrachtete, der die „göttliche Familienordnung und die Mutterschaft" zerstören wolle. Es gelte, schrieb Harmsen in oben genannter Denkschrift weiters, „den zerstörenden Mächten und dem auflösenden Zeitgeist einen bewußten Willen entgegenzusetzen. Hier kann der Deutsche Muttertag ein geeigneter Ansatzpunkt sein, um dem Gedanken der Familie und der Mutterschaft in breitesten Kreisen unseres Volkes wieder Geltung zu verschaffen." (zit. nach Weyrather 1993:22)

Entwicklung in Österreich

In Österreich wurde der Muttertag 1927 auf Bestreben der Gründerin der bürgerlichen Frauenbewegung, Marianne Hainisch, eingeführt. Sie, die sich für Mädchenbildung einsetzte, blieb in ihren Ansichten über die „eigentliche" Rolle der Frauen im bürgerlichen Geschlechterreollenideal verhaftet: „Die Anteilnahme am öffentlichen Leben darf die Familienmutter nie und nimmer der Pflichterfüllung gegen die Familie entziehen." 1930 wurde von den Schulbehörden per Erlaß die Feier des Muttertages an Schulen angeordnet (vgl. Obitsch 1995:29)

Die Argumentation zur Stärkung der Mütter hatte in Österreich katholische Wurzeln, aber den gleichen Feind wie in Deutschland; den Materialismus. Der „Verfall der Gesellschaft", der „Niedergang des Volkes" aufgrund einer „Wirtschaftsweise ohne Gott", wodurch der Geburtenrückgang und die „Krise der Ehe" verursacht würden, könne nur durch die „gott- bzw. naturgewollte" Mutterschaft und das „Opfer" der Frauen bekämpft werden, schrieb Minna Wolfring, Leiterin der Katholischen Frauenorganisation KFO, später. Leiterin des Mutterschutzwerkes der Vaterländischen Front (zit. nach Schöffmann 1988:321) Dementspre-

chend erklärte die Vaterländische Front den Muttertag zum „Nationalfest", an dem öffentlich Mutterehrungen vorgenommen wurden.

Muttertage wußte man auch anderweitig zu nützen; 1936 wurde am Muttertag die Ausstellung „Das werdende und das wachsende Kind" im Naturhistorischen Museum eröffnet, die die „dramatischen Folgen" des Geburtenrückganges darstellten und in der heftig gegen Abtreibung polemisiert wurde.

Geburtenkontrolle und Abtreibung wurden weniger wirtschaftlicher Not, sondern – wie in Deutschland – der Bequemlichkeit und Pflichtvergessenheit der Frauen zugeschrieben. So meinte Kardinal Innitzer 1935 in einem kirchlichen Rundschreiben: „Mit banger Sorge schauen die kirchlichen und weltlichen Autoritäten sowie alle einsichtigen Männer und Frauen Österreichs auf den jähen Sturz der Geburten, der in den letzten Jahren unsere Heimat an ihren Lebenswurzeln bedroht. .. Nicht die wirtschaftliche Not ist die Hauptursache des Geburtenrückganges. ... sondern das Bestreben, ein möglichst bequemes, breites Leben führen zu können", während Leopold Kunschak 1937 einen militärischen Vergleich wählte: „Jede Frau, die sich ... der Erfüllung ihrer Sendung entzieht, ... wird gegenüber der Menschheit und dem Volke ... zum Deserteur" (zit. nach Wisinger 1992:111 f)

Allerdings waren nicht jede Mutterschaft, nicht jedes Kind a priori begrüßenswert: Das Mutterschutzwerk kritisierte die sozialpolitischen Errungenschaften des Roten Wien, da sie „zum Teil einem Nachwuchs zugute kommen, der hemmungslos und verantwortungslos ins Leben gesetzt wurde (...) und nun dem Staat zur Last fällt" (zit. nach Schöffmann 1988:331). Der wesentliche Unterschied förderungswürdiger und -unwürdiger Nachkommenschaft lag in der Klasse: „wirtschaftlich stärkere Kreise", die „ihre Ehe nicht (..) mißbrauchen", hätten „ihre Pflichten dem Staat und Gott gegenüber":(ebda.) Die Prämierung kinderreicher Mütter anläßlich des Muttertages 1935 wurde, dieser Logik entsprechend, nur jenen Familien verliehen, die ihre Kinder ohne Inanspruchnahme der Fürsorge aufgezogen hatten. Die Weisung des Mutterschutzwerkes zu den Mütterehrungen anläßlich des Muttertages 1937 lautete, daß „weniger die bedürftigen Mütter, als gute und tüchtige Mütter" Diplome erhalten sollten. „Grundbedingung sind mindestens drei Kinder, verheiratet und geordnete Verhältnisse."(ebda., 332)

Der Muttertag im Dienst der Nationalsozialisten

Daß die Nationalsozialisten die Tradition des Muttertages weiterführten, überrascht nicht, war doch das NS-Frauenbild in erster Linie ein Mutterbild, wobei sie sich diesbezüglich, wie aus den bereits zitierten Beschreibungen deutlich wurde, nicht wesentlich von den Vorstellungen der meisten konservativen Parteien und Gruppierungen unterschieden (vgl. Klinksiek 1982:22) In den ersten Jahren nach der Machtübernahme in Deutschland 1933 wurde der Muttertag als „Tag der deutschen Mutter" in „Deutschen Feierstunden" begangen, die noch keine reine NS-Veranstaltungen waren. Die Nationalsozialisten nützen ihn allerdings, um NS-Organisationen und Maßnahmen aufzuwerten; so wurden an Muttertagen Sammlungen für den Reichsmütterdienst durchgeführt.

Erst ab 1939 wurde der Muttertag dazu genützt, in öffentlichen Veranstaltungen, sog. „Mütterehrungsfeiern", die Verleihung des Mutterkreuzes durchzuführen. Als offizieller nationalsozialistischer Feiertag hatte der Muttertag nun nach vorgegebenen Regeln inszeniert zu werden, dessen Höhepunkt die Verleihung war. Gedichte und Vortragstexte umrahmten die Feier: „Mütter! / Stumm stehet ihr in langen Reih'n – / die Mütter, die das Deutschland tragen, / die Mütter, die wie Berge ragen, / weil sie ihr Blut als Opfer weih'n." (Weyrather 1993:163)

Ab 1942 leitete Goebbels alle Gauleiter an, die Muttertagsfeiern als „Morgenfeiern" durchzuführen, also am Sonntagvormittag. Sie begannen mit Fanfaren der HJ und einem von einem HJ-Chor gesungenen Lied. Anschließend eine Ansprache „Der Führer sagt..." zum Thema Mutter, schließlich ein Gedicht, dann eine „Lesung", wieder ein Lied, eine Ansprache eines „Hoheitsträgers", und endlich die Ausgabe des Mutterkreuzes. Zum Schluß dann die die Ehrung Hitlers und dessen Mutter.

Mit andauerndem Krieg konnte bei diesen Muttertagsfeiern der Tod der Soldaten nicht ausgeblendet werden, die geehrten Mütter hatten Männer und Söhne verloren. In den Gedichten und Ansprachen der Feiern taucht das Todesmotiv immer stärker auf: „Da aber,

in den Stunden, wo sie das blinde Schicksal angreift (wenn Mann oder Sohn gestorben ist), da gebären sie ihres Volkes heiligste, innerste und wunderbarste Kraft: den Glauben an sein ewiges Leben, das allzeit blühen und jegliches Opfer an den Tod heiligen muß!"(Muttertagsfeier 1941) „Gott hat die Herzen der Mütter geweiht, / zu Opferschalen der großen Zeit." (1943) (zit. nach Weyrather 1993:186) Die Muttertagsfeiern wurden immer mehr zu einem „Treuebekenntnis der Überlebenden" umfunktioniert.

1943 wurde der Muttertag unter dem Eindruck von Stalingrad begangen. Innenminister Frick nützte die Gelegenheit, in seiner Rundfunkansprache die Frauen zum Arbeitseinsatz in der Rüstungsindustrie aufzufordern: „Welcher Aufopferung unsere Mütter fähig sind, offenbart sich im vollen Umfang bei der Verkündigung des totalen Krieges ... Und so ergießt sich nach dem Ruf des Führers ein Strom von Frauen nach den Arbeitsämtern... Die Frau hat es hier in der Hand, dem Mann an der Front das Kriegsmaterial in überreichem Maße stets griffbereit zu halten und damit zu seiner unmittelbaren Sicherheit beizutragen... Auch durch diese Arbeit steht die Mutter schützend vor dem Sohn, vor den Kindern, indem sie Mann und Sohn die Waffe in die Hand gibt." (zit nach Weyrather 1993:205)

.. und nach wie vor: „Was wärst du ohne Kinder? Sei froh, daß du uns hast!"

Wie der Muttertag, so wurde auch die Mütterideologie nach Kriegsende weitertradiert. „In der naturgegebenen Veranlagung der Frau, nicht nur sich selbst, sondern anderen Menschen zu leben, ihnen etwas zu bedeuten, für sie „da" zu sein, ist auch die Tatsache verankert, daß der Mann meist im Berufsleben seine volle Erfüllung finden kann, die Frau hingegen sich nach „mehr" sehnt. Auch die junge Ehefrau, selbst wenn sie Haushalt und Beruf zu bewältigen hat, wird „irgendwie" unausgefüllt bleiben: Das ist die uralte Sehnsucht nach dem Kind. Denn ein Kind ist das Lebenswerk einer Frau, wie es für den berufenen Künstler seine Schöpfungen sind." (Scheibenpflug,/ Schuler 1955:65)

Der Muttertag ist in Österreich fest institutionalisiert und aktuell vor allem ökonomisch interessant. Er hat die Jahre ebenso

überdauert wie die Ideologie, die ihn hervorgebracht hat. Auch im Zusammenhang mit Muttertagen wird nach wie vor die Zuständigkeit der Mütter für die Kinder propagiert.

Die verschiedenen Diskussionen der letzten Zeit machen die Nutzbarkeit der Mütterideologie deutlich: Frauen werden immer speziell dann auf ihre Funktion als Mütter hingewiesen, wenn sie vom Arbeitsmarkt verdrängt werden sollen. Daneben wird das Argument der tatsächlichen oder potentiellen Mutterschaft dazu verwendet, Frauen von aufstiegsträchtigen Positionen fernzuhalten.

Frauen wiederum fühlen sich stärker als Männer für ihre Kinder zuständig. Nach wie vor sind es in erster Linie Frauen, die aufgrund ihrer Elternschaft für eine gewisse Zeit aus dem Beruf aussteigen (und damit wohl auch ihre beruflichen Aufstiegschancen schmälern), um sich der Kinderpflege zu widmen: 1994 nahmen 121 597 Frauen und 1023 Männer einen Karenzurlaub in Anspruch. (Rosenberger 1995:365)

Frauen wird vorgeworfen, die Familie zu gefährden, wenn sie ihre Identität behalten wollen (Pretterebner, FPÖ, in der Diskussion um das Namensrecht, meint, daß es „einigen Emanzen nicht paßt, im Sinne des Familienwohls ihre Eigeninteressen zurückzustellen". (Standard, 17./18. 12. 94)

Frauen erziehen Kinder, Männer geben ihnen den Namen. (neues österreichisches Namensrecht vom Dez. 1994)

Die Berufstätigkeit der Frauen hat nicht nur wenig an der faktischen Rollenzuweisung geändert, sondern führt in regelmäßigen Abständen zu Äußerungen politisch Verantwortlicher wie anderweitig im Rampenlicht stehender Persönlichkeiten. Mitten im Wahlkampf 1994, in dem die SPÖ plakatiert hatte, daß Kinder und Beruf kein Widerspruch sein dürften, erklärte Frau Vranitzky, die zwar keine offizielle Sprecherin der SPÖ, aber immerhin Ehefrau des Parteiobmannes ist, sie halte nichts von Frauen, die „Kinder kriegen und dann wegrennen", und meinte damit den Weg zum Arbeitsplatz. 1996, als in der Folge des Sparpaketes die Frage nach Kinderbetreuungsstätten erneut virulent wurde, erklärte ÖVP-Klubobmann Andreas Khol, es sei eine „schreiende Ungerechtigkeit", Kinder „wie die Milchkannen" in Kinderkrippen und in Horten abzugeben (profil 11, 11. März 1996, S. 44). „Mich stört die Grundeinstellung (der Frauen), ‚Ich habe ein Kind,

das ist nicht meine Selbstverwirklichung, meine Erfüllung, mein Leben'... Bevor der Staat um 10 000 Schilling einen Kindergartenplatz errichtet, ist es mir wesentlich sympathischer, wenn sich ein paar Mütter zusammentun." (ebda.)

Was bei diesen und ähnlichen Aussagen außer acht bleibt, ist die Tatsache, daß Frauen mit Kindern nicht aus Pflichtvergessenheit dem Nachwuchs gegenüber, sondern häufig aufgrund ökonomischer Zwänge berufstätig sind; der bei Frauen kritisierte Wunsch nach „Selbstverwirklichung" in der außerhäuslichen Arbeit wird allerdings nie zum Vorwurf an Männer. Laut einer Untersuchung der Demographen Faßmann, Aufhauser und Münz sind die zwei häufigsten Gründe für außerhäusliche Erwerbsarbeit finanzieller Natur: für 34 % der Frauen ist der Familienerhalt, für weitere 34% der Beitrag zum Familieneinkommen Ursache der Berufstätigkeit; nur 16% der Befragten gaben an, aus Freude am Beruf arbeiten zu gehen. (In: News, 6. Mai 1993, S. 141 f).

In Europa wird heute oft die Angst vor dem „Aussterben" angesprochen, da die Frauen zu wenig „gebärfreudig" seien. (In Österreich z. B. blieb 1993 jede dritte Frau zwischen 15 und 45 Jahren kinderlos.) Die Frauen der sog. Dritten Welt werden von den Politikern der Ersten Welt für die drohende Überbevölkerung verantwortlich gemacht. Beides sind Spielarten der Ideologisierung der Mutterschaft.

Die Muttertagsgedichte, die alle Jahre wieder im Mai aufgesagt werden, begleitet vom unvermeidlichen, von den Kindern zubereiteten Frühstück, das die Mütter höchst erfreut, überrascht und entsprechend gerührt in Empfang nehmen müssen, geben einen kleinen Einblick darin, wovon sich Vorstellungen, die Politik machen, immer noch nähren.

Während in der Volksschule anläßlich des Muttertages gebastelt, gezeichnet und getöpfert wird, um die Mutter neben dem auswendig gelernten Gedicht auch noch mit Geschenken zu erfreuen, hat dieser Tag in den weiterführenden Schulen (zumindest in der AHS) keinen Stellenwert mehr im schulischen Geschehen. In den meisten Lesebüchern finden sich keine Texte, die den Muttertag zum Inhalt haben. Nur in einer Lesebuchreihe für die Unterstufe fanden wir Gedichte, die sich allerdings sehr kritisch

mit dem Muttertag auseinandersetzen. Sowohl die Problematik des Geschäfts mit diesem Fest als auch die Tatsache, daß es über Doppelbelastung und die damit verschwundenen Schwierigkeiten hinwegtäuschen soll, werden von AutorInnen wie Trude Marzik aufgegriffen.

Literatur

Grundlage dieses Artikels ist die Broschüre Sozialhistorische Texte zur Frauenarbeit, von Ecker, Alois / Obitsch, Eveline / Russ, Christiane / Tscherne, Karin (1995), die über das BMU zu beziehen ist.

Dostal, Umgang mit Texten 1 – 4. Leitner Verlag Wien

Hausen, Karin: Mütter zwischen Geschäftsinteressen und kultischer Verehrung. Der Deutsche Muttertag in der Weimarer Republik. in: Huck, Gerhard (Hg) (1980) Sozialgeschichte der Freizeit.

Hausen, Karin: Mütter, Söhne und der Markt der Symbole. Der Deutsche Muttertag. in: Medick, Hans / Sabean, David (Hg) (1984) Emotionen und materielle Interessen.

Klinksiek, Dorothee (1982) Die Frau im NS-Staat.

Meyers Enzyklopädisches Lexikon (1978)

News, 6. Mai 1993

Obitsch, Eveline: Mütter – Ideologie und Realität. in: profil 11 / 11. März 1995

Rosenberger, Sieglinde: Lieber gleich-berechtigt als später. in: Sieder, Reinhard / Steinert, Heinz / Talos, Emmerich (Hg) (1995) Österreich 1945 – 1995.

Scheibenpflug, Hans / Schuler Elisabeth (1955) Die Frau und ihre Welt.

Schöffmann, Irene: Frauenpolitik im Austrofaschismus. in: Talos, Emmerich/ Neugebauer Wolfgang (Hg) (1988) Austrofaschismus. Beiträge über Politik, Ökonomie und Kultur 1934 – 1938.

Standard, 17./18. 12. 94

Weyrather, Irmgard(1993) Muttertag und Mutterkreuz. Der Kult um die „deutsche Mutter" im Nationalsozialismus.

Wisinger, Marion (1992) Land der Töchter. 150 Jahre Frauenleben in Österreich.

Inge Weinberger

Geschichte des 1.Mai

Eine Zusammenfassung

Die katastrophale Lage der Arbeiterschaft im 19.Jahrhundert – die Problematik wird unter dem Begriff „Soziale Frage" zusammengefaßt – führte zu vehementen Forderungen nach Veränderung der Arbeitsbedingungen in den industrialisierten Ländern.

An erster Stelle stand hier die Forderung nach Einführung des Achtstundentages. Dem sollte die Ausrufung des landesweiten Generalstreiks in den USA und die Arbeiterdemonstration am 1.Mai 1886 in Chicago Nachdruck verleihen. Man hatte den 1.Mai in Anlehnung an die Tradition des „Moving Day" gewählt, jenes Datums, an dem üblicherweise Arbeits- und Lohnverträge, aber auch Pacht- und Wohnungsverträge gewechselt oder erneuert wurden. Mehrere 100.000 Arbeiter hatten dem Aufruf Folge geleistet, doch kam es durch das Eingreifen der Polizei in Chicago zu schweren Zwischenfällen mit Todesopfern. Ein Skandalprozeß endete mit der – später als Willkür eingestandenen – Hinrichtung von vier anarchistischen Arbeitern und führte zu weltweiter Empörung.

Als nun am 100.Jahrestag der Erstürmung der Bastille, am 14.Juli 1889, ein Arbeiterkongreß in Paris mit 390 Delegierten von sozialistischen Parteien aller Länder die Gründung der 2.Internationale beschloß, kam es auch zum Beschluß für eine Internationale Manifestation: Am 1.Mai 1890 – und damit wollte man bewußt den Märtyrern der „Heymarket-Tragödie von Chicago Reverenz erweisen – sollte in allen Ländern und allen Städten gleichzeitig an die Behörden die Forderung nach Einführung des Achtstundentages und anderer in Paris beschlossener Maßnahmen gerichtet werden.

Dieser 1.Mai 1890 war besonders in Wien eine eindrucksvolle Demonstration des Proletariats und gab der Arbeiterschaft ein „Selbstvertrauen, das sie vorher niemals empfunden hatte". (1) Friedrich Engels schrieb, daß man sich darüber einig war, daß „Wien den Festtag des Proletariats am glänzendsten und würdigsten begangen habe." (2)

Der Beschluß, den 1. Mai als alljährliche Demonstration der Solidarität zu wählen, erfolgte beim Brüsseler Kongreß der 2.Internationale 1891.

Was also zunächst als einmalig stattfindende Aktion gedacht war, entwickelte sich in der Folgezeit als Dauerkraftprobe zwischen Arbeitern und Polizei, die ganz im Dienst konservativer unternehmerischer Kreise stand. Die Teilnahme an Veranstaltungen und Demonstrationen war ebenso strafbar wie das Tragen von Maiabzeichen. Die Teilnahme an der Maifeier bedurfte daher durchaus persönlichen Mutes und finanziellen Einsatzes. Dieses Solidaritätsfest stellte jedoch die wachsende politische Bedeutung der Arbeiterschaft immer wieder unter Beweis.

Von 1890 – 1914 bildete ein riesiges Volksfest im Prater den Höhepunkt der Maifeier, während des Ersten Weltkriegs allerdings konnten nur kleine Bezirksversammlungen abgehalten werden.

Erst nach 1918 gelang die Durchsetzung des 1.Mai als eines arbeitsfreien Feiertages, und auch viele Forderungen der Arbeiter wurden gesetzlich erfüllt. „Ein für allemal dem Bürgertum abgetrotzt, braucht er nicht alljährlich neu erobert zu werden. Auch sind viele der Forderungen, für die vormals am 1.Mai demonstriert wurde, bereits erfüllt. Wir haben den Achtstundentag und das freieste Wahlrecht, das denkbar ist. Der Militarismus ist zerschlagen und ein republikanisches Volksheer wurde aufgerichtet. Der Arbeiterschutz hat eine mächtige Ausgestaltung erfahren, mit dem Absolutismus in den Betrieben wurde gebrochen." (3)

Die Maiaufmärsche des „Roten Wien" waren eindrucksvolle Demonstrationen der Arbeiterschaft, doch traten Elemente des Kampfes zunehmend zugunsten von Festen und Feiern in den Hintergrund, es sollte ein Festtag sein, ein proletarischer Feiertag, an dem neben Versammlungen und Reden auch der Ausflug, der Gesangsverein, die Theatergruppe ihre Rolle spielten.

1933 verbot Dollfuß die Arbeiterdemonstration am 1. Mai, doch den 40km langen „Mai-Spaziergang" auf den Hauptstraßen Wiens konnte er nicht verhindern. In den Folgejahren sollte der 1.Mai „Tag der Verfassung – zur Huldigung der Stände" sein, doch die Bevölkerung zeigte wenig Interesse an der Teilnahme.

In der Zeit des Nationalsozialismus wurde der Arbeiterfeiertag nicht verboten – man wußte, daß eine solche Regelung das Gegenteil erreichen würde – ‚sondern er wurde zum „Tag der deutschen Arbeit" umfunktioniert, und gleichzeitig wurde die Gewerkschaftsbewegung ausgeschaltet.

Nach 1945 gelang es nicht mehr, die „kühne Vision einer Sozialistischen Zukunftsgesellschaft" überzeugend wiederzuerwecken, auch wenn in diesem Jahr – noch unter der Besatzung – alle Parteien am Maimarsch teilnahmen! Die Hoffnung der Arbeiterbewegung, die weltweite Einheit und Einigung zu erreichen, blieb Illusion. Unüberwindbar war die Differenz zwischen Sozialisten und Kommunisten.

Die ursprünglichen Ideen der Arbeiter, die sich in konkreten Forderungen niedergeschlagen hatten, wollten nicht mehr greifen. Sie schienen ja alle erfüllt. Themen wie Arbeitszeitverkürzung, Vollbeschäftigung, Arbeitsplatzsicherung und Kollektivverträge wurden zum Diskussionsthema der institutionalisierten Sozialpartner, nicht mehr beeinflußbar vom Engagement des einzelnen.

Kann sein, daß in heutiger Zeit die Diskussion um „unausweichliche Sparpakete", die plötzlich wieder an Verständnis und Solidarität der Arbeitenden appelliert, den „Tag der Arbeit" neu ins Bewußtsein bringt. Die alten Themen von Arbeitszeit, Arbeitsbedingungen und gerechtem Lohn werden wieder akut und gehen plötzlich alle und nicht mehr nur Randgruppen an.

Der Begriff „Arbeit" wird wohl im Hinblick auf die sog. Globalisierungsproblematik neu zu definieren sein.

Die ursprüngliche Idee der internationalen Solidarität, die der „1.Mai" auf seine Fahnen schrieb, ist ja bisher kaum konkretisiert worden, weder durch Maßnahmen für Gastarbeiter, Ausländer, die Dritte Welt noch für Friedenssicherung und Umweltschutz. Noch viel weniger ist es gelungen, diese Problematik den Massen der Arbeiter bewußt zu machen.

In dem Maße, wie materielle Verelendung abgenommen hat, hat psychische, mentale, emotionale Verelendung Platz gegriffen als Folge von Entfremdung durch Arbeit und Konsumorientierung als ihrem Pendent.

Solange Arbeitsproblematik in zunehmendem Maße ausschließlich als Einkommensproblematik begriffen wird, solange werden auch Sinn und Anliegen des 1. Mai nicht wieder heraufzubeschwören sein, so notwendig und dringend es auch sein möge.

Hier „Entwicklungsarbeit" zum Begriff „Arbeit" zu leisten sollte der Schule durchaus ein ernstes Anliegen sein, und dazu bietet sich der „1.Mai" wohl an.

Anmerkungen

1 Therese Schlesinger: Die Maifeier. In: Bildungsarbeit. April 1923. S.1ff. Zit. nach Béla Rásky: Arbeiterfesttage, Wien 1992, S.60
2 zit. nach Béla Rásky a.a.O.
3 Therese Schlesinger: Die Maifeier. In: Bildungsarbeit. April 1923. S.1ff Zit. nach Béla Rásky a.a.O., S.60f

Weiterführende Literatur zur Problematik des Arbeitsbegriffes:
Arbeits-los. Veränderungen und Probleme in der Arbeitswelt. Informationen zur Politischen Bildung Nr.8,1994 (zu beziehen bei: BMUK, Minoritenplatz 5,1041 Wien)
Aus dem Inhalt: Arbeit als soziale und gesellschaftliche Kategorie. Vom Stellenwert der Arbeit in seiner historischen Entwicklung. Der österreichische Arbeitsmarkt. Strategien gegen Arbeitslosigkeit u.a.

Zweimal 1. Mai...

1940

Der erſte Mai.

Juhu, morgen iſt der erſte Mai! Da feiern alle Leute den Tag der Arbeit. Wir Kinder müſſen in der Schule fleißig lernen; das iſt auch eine Arbeit. Darum halten wir morgen ebenfalls Feiertag. Nur wer fleißig und tüchtig iſt, darf nachher ein fröhliches Feſt feiern.

Am Vormittag gehen wir alle zur Schule. Wir hiſſen die Fahne mit dem Hakenkreuz und ſingen Lieder. Der Oberlehrer erzählt uns von der Arbeit des Führers, und einige Kinder ſagen Gedichte auf. Dann ſingen alle das Deutſchland-Lied und „Die Fahne hoch . . ."

Am Nachmittag geht es auf dem Hauptplatz luſtig zu. Dort iſt ein Maibaum aufgeſtellt worden. Ganz oben hängt ein Laib Brot, eine Wurſt und ein großer Schinken. Viele Burſchen verſuchen hinaufzuklettern; wer zuerſt bis zu den guten Sachen kommt, darf ſich etwas davon nehmen. Unter dem Maibaum ſpielt die Muſik, und die Leute tanzen dazu. Auch die Kinder drehen ſich luſtig im Kreis und freuen ſich über das ſchöne Feſt.

81

Wir lernen lesen. Erstes Lesebuch. Von H. Kolar und J.F. Pöschl.Mit Bildern von Ernst Kutzer. Ausgabe A für Landschulen. 12. Auflage. Für die Übergangszeit zugelassene Ausgabe. Wien: Österr. Landesverl. 1940 (Mit Erlaß des Ministeriums für innere und kulturelle Angelegenheiten, Abt. IV, Erziehung, Kultus und Volksbildung, vom 3. Jänner 1940...zum Unterrichtsgebrauch an allgemeinen Volksschulen allgemein zugelassen.), S. 81.

...wie sich die Bilder (und Texte) doch gleichen!!!

1948

Der 1. Mai.

Juhu, morgen ist der 1. Mai! Da feiern alle Leute den Tag der Arbeit. Wir Kinder müssen in der Schule fleißig lernen; das ist auch eine Arbeit. Darum halten wir morgen ebenfalls Feiertag. Nur wer fleißig und tüchtig ist, darf nachher ein Fest feiern und fröhlich sein.

Am Vormittag gehen wir zur Schule. Alle Kinder sind festlich gekleidet. Wir stellen uns im Schulhof auf und singen zuerst ein Lied. Einige Schüler tragen Gedichte vor. Dann spricht der Herr Oberlehrer über den 1. Mai. Zum Schluß singen wir das Lied der Österreicher: „Land der Berge, Land am Strome . . ."

Am Nachmittag geht es auf der Wiese lustig zu. Dort ist ein Maibaum aufgestellt worden. Ganz oben hängt ein Laib Brot und ein Schinken; auch Backwerk und Süßigkeiten sind angebunden. Viele Burschen versuchen hinaufzuklettern; wer zuerst bis zu den guten Sachen kommt, darf sich etwas davon nehmen. Unter dem Maibaum spielt die Musik, und die Leute tanzen dazu. Auch die Kinder drehen sich lustig im Kreis und freuen sich über das schöne Fest.

84

Frohes Lernen. Ein Lesebuch für Schulanfänger. Herausgegeben von einer Arbeitsgemeinschaft unter Leitung von Ludwig Battista. 15., unveränderte Auflage Wien, o.J. (Mit Erlaß des Bundesministeriums für Unterricht...vom 10. Juli 1948 als Lesebuch für Schulanfänger für die 1. Klassen der Volksschulen zum Unterrichtsgebrauch zugelassen.), S. 84.

... und 1996?

Zur Person Pöschls findet sich im **Reprint des Lesebuchs aus dem Jahre 1996** im Nachwort von Ludwig Boyer folgende Notiz: „...Nachgetragen sei, daß nach dem Zweiten Weltkrieg viel über die politische Vergangenheit Josef F. Pöschls gesprochen wurde. Wie aus seinem Personalakt beim Landesschulrat in Salzburg hervorgeht, war er jedoch kein Politiker und auch kein Mitglied der NSDAP. Für seine Berufung zum Landesschulinspektor 1939 waren ‚nicht politische, sondern ausschließlich fachliche Gründe entscheidend gewesen (Pöschl, 1954, S.1)'...Auch während seiner Tätigkeit als Landesschulinspektor war er stets ‚bestrebt, übertriebene, von einseitigen parteipolitischen Absichten diktierte Forderungen und Anordnungen auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen'. Dabei ist es ihm trotz vieler Schwierigkeiten gelungen, ‚viele Anordnungen zu verhindern oder in ihren Auswirkungen abzuschwächen (Pöschl, 1946, S.6)'..." (1)

Bei dem aus dem Personalakt des Landesschulrats in Salzburg zur Entlastung Pöschls zitierten Bemerkungen handelt es sich – wie aus dem Literaturverzeichnis zu schließen ist – offenkundig jeweils um Zitate, die auf Erklärungen Pöschls selbst zurückgehen, die er dem Landesschulrat 1945/46 übermittelt hat.

Anmerkung:

1 Frohes Lernen. Ein Lesebuch für Schulanfänger. Herausgegeben von einer Arbeitsgemeinschaft unter Leitung von Ludwig Battista. Wien 1948. (Mit Erlaß des Bundesministeriums für Unterricht...vom 10. Juli 1948 als Lesebuch für Schulanfänger für die 1. Klasse der Volksschulen zum Unterrichtsgebrauch zugelassen.) Reprint 1996. Mit einem Nachwort von Ludwig Boyer. Wien, 1996, 8-9

KEINE FEIER OHNE FESTREDE!

Festrede zur Eröffnung des neuen Schulhauses der k.k. Staats-Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Wien, am 3. Oktober 1885.

Die Staatslehrerinnenbildungsanstalt steht an einem wichtigen Markstein ihrer Entwicklung; sie hat ein neues, zweckentsprechendes, ja prachtvolles Heim gefunden, das kaiserliche Huld und Gnade und die Fürsorge der hohen Unterrichtsbehörden ihr geschaffen.

Indem die Anstalt ihren Einzug in die neuen Räume am Vorabende jenes Tages feiert, an dem Österreichs Völker – in der Hütte und im Palast – den Namenstag ihres geliebten Monarchen festlich begehen, sucht sie darin eine günstige Vorbedeutung für ihr Gedeihen und gibt den treuesten, frömmsten Wünschen für das Wohl Sr.Maj. des *Kaisers, unseres Herrn und Beschirmers, geziemenden Ausdruck.*

Die Anstalt hat eine kurze Geschichte; sie ist aber eine Geschichte freudiger Entwicklung und Entfaltung und eines, Dank der wohlwollenden Förderung von Seite der hohen Unterrichtbehörden, siegreichen Kampfes gegen mannigfache, ihren Aufschwung hemmende Hindernisse. Ein flüchtiger Rückblick auf die Vorgeschichte der Anstalt mag dies beleuchten. Auf Grund des Reichs-Volksschulgesetzes unter dem Minister Hasner am 1.December 1869 zunächst mit zwei Jahrgängen errichtet, zählt sie heute sechzehn Jahre ihres Bestehens – ein nicht langer Zeitraum im Leben einer Lehranstalt. Damals entbehrte die junge Schule eines eigenen Locales; die Räume der k.k. Mädchenschule in der Bäckerstraße, die als vierclassige Übungsschule mit der Bildungsanstalt vereinigt wurde, waren ihr zur Benützung zugewiesen und der Unterricht auf die Zeit von 2– 7 Uhr abends beschränkt, nachdem die Kinder der Übungsschule die Lehrerzimmer verlassen hatten.

Mit 1.October 1870 übersiedelte die Anstalt mit der Übungsschule in das St.Annagebäude und wurde in den darauffolgenden Schuljahren zu vier Jahrgängen erweitert; doch auch hier waren die ihr zugewiesenen Localitäten nicht ausreichend; es fehlte ein Zeichensaal und ein Turnsaal; erst im Schuljahre 1874-1875 konnte das Turnen als Lehrgegenstand eingeführt werden, und erst im März 1877 erhielt die Schule einen eigenen Zeichensaal.

Der Zudrang von Aufnahmsbewerberinnen war ein so gewaltiger und andererseits der Mangel an Lehrkräften für die Volksschule so groß, daß bereits mit October 1871 für den ersten Jahrgang eine Parallelabteilung errichtet wurde, welche Maßregel die Systemisierung von Parallelabteilungen in allen Jahrgängen für die folgenden Jahre erheischte.

Es entging den hohen Unterrichtsbehörden nicht, daß durch die allzu starke Frequenz und die Anhäufung von Parallelkursen der Gesamterfolg des Unterrichts leiden mußte an einer Berufsanstalt, welche die praktische Ausbildung jedes Individuums, das ja zur geistigen Führerin jugendlicher Menschenseelen gebildet werden sollte, vor allem im Auge haben mußte. Und so wurden durch hohe Ministerialverordnung vom Schuljahre 1880-1881 an sämtliche Parallelabteilungen an der Bildungsanstalt aufgelassen, nachdem in der Zwischenzeit auch dem Lehrermangel abgeholfen ward.

Das Schuljahr 1874-1875 ist für die Entwicklung der Anstalt insoferne von Bedeutung, als mit demselben das *Organisationsstatut für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten*, jene bedeutende Schöpfung für die Ausbildung zum Lehramte, die Seele der modernen Prinzipien entsprechenden Fachbildung für den Volksschullehrer ins Leben trat.

Nun galt es, die Schule in allen ihren Zweigen nach den Bestimmungen, die das Statut für eine vollständige Lehrerinnen-Bildungsanstalt aufstellt, einzurichten.

Diesen Bestimmungen entsprechend, erhielt die Übungsschule bereits im Schuljahre 1875-1876 eine fünfte Classe und wurde durch die Errichtung der höheren Classen in den folgenden Schuljahren erweitert.

Der Curs für Arbeitslehrerinnen war den Bestimmungen des Organisationsstatuts gemäß eingerichtet und 1879-1880 fand die

Organisation durch die Eröffnung eines Curses für *Bildung von Kindergärtnerinnen* und durch die Errichtung eines Kindergartens ihren Abschluß.

So steht die Anstalt heute, Dank der Gunst der hohen Unterrichtsbehörden vollständig organisiert da; mit einer als *fünfclassige Volks- und dreiclassige Mädchen-Bürgerschule eingerichteten Übungsschule, mit vier Jahrgängen der Bildungsanstalt, einem Curse für Arbeitslehrerinnen und für Kindergärtnerinnen und einem Kindergarten, so daß die Möglichkeit zur Ausbildung in allen Zweigen der lehramtlichen Tätigkeit, zu der das Reichs-Volksschulgesetz die weibliche Jugend berufen hat, ihr an der Anstalt eröffnet ist.*

Seit ihrer Gründung blieb die Anstalt nie zurück, wo es galt, die *Gefühle treuer Verehrung und Huldigung für das erlauchte Kaiserhaus zu betätigen und die ihr anvertraute Jugend zum Patriotismus zu erziehen.* Manches erhebende Fest bleibt in der Erinnerung aller, die daran teilzunehmen das Glück hatten.

Ein Festtag war es für die Schule, als am 10.Jänner 1872 Ihre Maj.die Kaiserin die junge Anstalt mit ihrem Besuche beglückte; festlich wurde das 25jährige Jubiläum des Regierungsantrittes Sr.Maj.des Kaisers 1873, das Jubiläum der silbernen Hochzeit des Allerhöchsten Herrscherpaares 1879 begangen.

Eine Veranlassung zu *patriotischen Festen* fand die Schule 1881 zur Zeit der Vermählung Sr.K.Hoheit des Kronprinzen Rudolf mit der Kronprinzessin Stephanie und 1882, als die 600jährige Jubelfeier des Regierungsantrittes unseres altehrwürdigen Herrscherhauses begangen wurde.

Bei aller freudigen Entwicklung und Entfaltung des inneren Schullebens drückte die Anstalt – ihr Kleid, die halbverfallenen Schulräume. Nicht als ob sich die hohen Behörden der Notwendigkeit einer zweckentsprechenden Unterkunft für die Bildungsanstalt verschlossen hätten; bereits im Anfange der Siebziger-Jahre bildete diese Frage den Gegenstand mehrfacher Erwägungen; aber die Schwierigkeit der Erwerbung eines passenden Bauplatzes in der inneren Stadt und die mit dem Baue verbundenen großen Geldopfer verzögerten die Beschlußfassung über den Bau länger als ein Decennium.

Im Juni 1883 fand die Baufrage den ersehneten Abschluß durch Se.Excellenz den Herrn Minister für Cultus und Unterricht *Conrad*

von Eybesfeld, der auf Grund Allerhöchster Genehmigung und eines eigenen Gesetzes ein Baucomité berief, in welchem die hohen Behörden, sämtliche Interessenten und die Leiter der Anstalten, die in dem zu erbauenden Hause untergebracht werden sollten, vertreten waren.

Nach zweijährigem rüstigem Schaffen steht das nach den Plänen der Herren Architekten *D.Avanzo* und *P.Lange ausgeführte Schulhaus fertig da.*

So ist nunmehr die letzte Schranke gefallen, die der allseitigen Entwicklung der Anstalt hindernd im Wege stand.

Mitten unter den Prachtbauten, welche heute die durch den Kaiser geschaffene Ringstraße schmücken, erhebt sich der Schulpalast, allen Anforderungen entsprechend, welche der Unterricht und die Schulgesundheitspflege an eine Lehranstalt stellen.

Die Schule, Lehrende und Lernende erfüllen eine *heilige Pflicht*, wenn sie ihren ehrfurchtsvollsten Dank aussprechen zunächst und vor allem dem *erhabenen Monarchen, Sr.Maj.dem Kaiser, der in ununterbrochener Fürsorge um die studierende Jugend das neue Schulgebäude entstehen hieß.*

Ehrerbietiger Dank gebürt Sr.Excellenz dem Herrn Minister für Cultus und Unterricht Baron *Conrad*, welcher der durch so lange Zeit schwebenden Frage der räumlichen Unterbringung der Schule sein volles Augenmerk zuwandte und dieselbe zur erfreulichen Lösung führte, die Genehmigung des Baues bei Sr.Majestät befürwortete und die erforderlichen Mittel für deren innere Einrichtung zur Verfügung stellte.

Ehrerbietigen Dank zollt die Anstalt Sr.Excellenz dem Herrn Statthalter Baron *Possinger*, welcher alsbald nach seinem Amtsantritte in Niederösterreich als Chef des hohen Landesschulrathes die Notwendigkeit eines Neubaues für die Anstalt erkannte und die Erlangung desselben in gewohnter Schulfreundlichkeit kräftig und energisch förderte.

Zu vielseitigem Danke ist die Schule verpflichtet, den Herren Sectionschefs im hohen Ministerium für Cultus und Unterricht *Fidler* und *v.Hermann*, den Herren Hofräten *v.Ullrich* und *v.Krumhaar*, welche sämtlich dem Bitten und Drängen des Direktors nach einer günstigen lösung der wichtigen Baufrage die kräftigste Förderung angedeihen ließen und beim Entwurfe der

Pläne für den Neubau das Interesse der Lehrerinnen-Bildungsanstalt stets auf das wärmste vertraten.

Gebürender Dank muß ausgesprochen werden dem Vorsitzenden des von Sr.Excellenz dem Herrn Minister bestellten Baucimités, Herrn Oberbaurat *v.Schaumburg*, welcher den zahlreichen Sitzungen der Mitglieder mit sachlicher Objectivität präsidierte und der soliden Ausführung des Baues unter tunlichster Schonung des präliminierten Baucapitals sein volles Augenmerk zuwandte.

Ihr eigenes Werk spricht Lob und Anerkennung den Verfassern des Planes zum Schulbau, den Architekten *D.Avanzo* und *Paul Lange.*

Sie, meine lieben Schülerinnen können Ihrem Danke keinen anderen und besseren Ausdruck geben, als daß sie in pflichtgetreuer Arbeit, nach Ihrem besten Können es anstreben, dereinst die berechtigten Erwartungen und Hoffnungen zu erfüllen, die der Staat, der Ihnen seine künftigen Bürger zur Erziehung anvertraut, die Familie, die Ihnen ihr teuerstes Kleinod, ihre Kinder, übergibt, die Kirche, die in Ihnen die Pflegerinnen religiösen Sinnes erkennt, an Sie stellen.

Und welcher Art sind diese Erwartungen und Hoffnungen? Verstand, Gemüth und Wille, das ist die geistige Trias, die in ihrem harmonischen Zusammenwirken uns ganze Menschen schaffen soll; Menschen, die wahr und klar denken, rein und edel fühlen und sittlich ernst wollen. Kann aber das Gemüth nicht ohne den Verstand und den Willen bestehen, so hat auch weder der Verstand, noch der Wille den rechten Wert, wenn dem Menschen das Gemüth fehlt; ja es gebürt unter den drei Äußerungen des Menschengeistes dem Gemüthe die größte Sorgfalt, die liebevollste Pflege.

Man hat die Menschen nie durch Begriffe oder durch Wissen und Kenntnisse gebessert, so hoch deren realer Wert auch ist, sondern immer nur durch die Veredlung der Gefühle. Die Menschen lassen sich in ihrem Handeln selten von ihren Begriffen, sondern in den meisten Fällen von ihren Empfindungen und Gefühlen leiten; durch reiche Kenntnisse machen wir die Menschen gescheit, erst durch edle Gefühle machen wir sie gut.. Was je Gelehrte Großes zustande gebracht haben, haben sie nie durch

ihr Wissen allein geschaffen, sondern durch die Tiefe des Gemüthes, durch die zündende Kraft geistesfrischer Empfindung. Unsterbliches zu schaffen ist nur dem reinen Gemüthe möglich.

Unter allen Erwartungen und Hoffnungen, die Staat, Familie und Kirche hegen, steht die am höchsten, daß unsere Lehrerinnen die Pflege des Gemüthes in allen seinen Zweigen, in religiöser, moralischer und ästhetischer Richtung sich werden angelegen sein lassen, wozu sie von der Natur selbst berufen erscheinen.

Das Gemüth ist die Grundlage aller edlen Sittlichkeit. Erbarmen, Mitleid, Liebe wurzeln in ihm. Nur der gemüthreiche Mensch hat ein Herz für die Armen und Verlassenen, für die Kranken und Unglücklichen; nur der gemüthvolle Mensch kennt das Gefühl der Mitfreude, von dem *F.Paul* sagt: Zum Mitleid gehören Menschen – allein zur Mitfreude gehören Engel! Der Gemüthreiche trachtet stets, seine Mitmenschen vor Gemüthsverbitterung zu bewahren, er urtheilt milde, nachsichtig und wohlwollend über andere und nimmt Äußerungen und Urtheile anderer über ihn nie schlimmer als sie gemeint sind; er hütet sich vor jener krankhaften Empfindlichkeit, die oft weiter nichts ist als der Ausfluß leicht verletzbarer Eitelkeit.

Der Gemüthvolle sucht sein Glück in dem Streben, anderen das Leben angenehm zu gestalten und ihre Tage zu verschönern, und indem er andere glücklich macht, ist er es selbst. Er hat gelernt, sich zu beherrschen, und dadurch gelingt es ihm, besänftigend auf andere einzuwirken. Er verbreitet um sich Frieden und Freude, in seiner Umgebung blüht Glück und Wohlsein, und wo die Sittlichkeit wächst, gedeiht auch das Schöne.

Das Sittlich-Schöne kann nur ein reines Gemüth schaffen; denn Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen.

Das reine und frohe Gemüth ist auch das Fundament aller wahren Religion. Wo die Religion nicht im Herzen wurzelt, wo sie nicht vom Gemüthe aus den Verstand durchdringt und den Willen veredelt, da wird sie nie und nimmer als die Gotteskraft sich ereisen, die da selig macht alle, die daran glauben.

Nur ein heiteres Gemüth ist die Quelle echter Vaterlandsliebe. Im verbitternden Kampfe politischer Meinungen, oder im Martyrium eines aufregenden, den Frieden des Herzens störenden und

die Freudigkeit am Lehrberufe hindernden Parteifanatismus kann die Arbeit im Dienste der barmherzigen Liebe und die tatkräftige, treue Pflichterfüllung im Dienste der Schule nicht gelingen. In der gewitterschwülen Atmosphäre des Kampfes der Parteileidenschaft kann die zarte Arbeit des Jugendbildners, die zu ihrem Gedeihen des Sonnenscheins eines ruhigen Gemüthes bedarf, nicht gedeihen.

So muß in allen Lebenslagen das ruhige, reine, heitere Gemüth den Grundton bilden, mit dem Verstand und Wille im Dreiklang zum harmonischen Accord sich verbinden.

Deshalb bitte ich Sie, erziehen Sie uns keine einseitigen kalten Verstandesmenschen, – keine Menschen, die den Glauben an den endlichen Sieg der Wahrheit und des Rechtes verloren haben, die, jedes Strebens nach Besserem und Höherem bar, nur nach Erfolgen des Augenblicks haschen und nur den äußeren Schein von Sittlichkeit wahren; erziehen Sie uns nicht Menschen, die in ihrem Berufe gerade nur so viel arbeiten zu müssen glauben, als unumgänglich nötig ist, um nicht entlassen zu ; erziehen Sie uns nicht Leute, die zu persönlichem Vortheile und Nutzen jederzeit den Mantel nach dem Winde kehren, oder in kluger Vorahnung der wechselnden Luftströmung die Lage dieses Kleidungsstückes verändern, ehe noch die Windrose eine neue Richtung angezeigt hat.

Diese Menschen sind bettelarm; es kann sie nicht die Familie, nicht die Gemeinde, nicht Staat noch Kirche brauchen!

Erziehen Sie uns Menschen, die reinen Gemüthes, ob auch verkannt, gekränkt, zurückgesetzt, gedemüthigt, verhöhnt, ihren Willen nur richten nach den ewigen Leisternen des Rechtes, der Wahrheit, der Sittlichkeit, – erziehen Sie uns Charaktere – und Sie werden den höchsten Anforderungen entsprochen haben, die man an Sie stellt.

Wir, meine verehrten Herren und Damen des Lehrkörpers, wollen an dem heutigen Tage den Eid, den wir beim Eintritte in unser Amt geschworen, erneuern: unseren Schülerinnen so wie bisher und jederzeit mit dem besten Beispiele voranzugehen, und unter der Jugend nicht nur die Kenntnisse, zu deren Lehre wir berufen sind, sondern auch den Sinn für Religiosität, Sittlichkeit und gesetzliche Ordnung nach allen Kräften anzuregen und zu verbreiten. Wir wollen in einheitlichem Wirken unter den Augen

und unter dem Schutze und der wohlwollenden Fürsorge der hohen Unterrichtsbehörden unseren Schülerinnen das Musterbild eines Schullebens bieten, dem sie dereinst selbst nachstreben sollen.

Wenn wir in der Verfolgung dieses Zieles Ihnen, meine lieben Schülerinnen, manchmal allzu strenge, zu herbe erscheinen, glauben Sie, es geschieht nur zu Ihrem Besten. Der sittliche Ernst muß ja der Heiterkeit, die zur Ausgelassenheit zu werden droht, – der kindlichen, jugendlichen Sorglosigkeit gegenüber, die zum Leichtsinn führen will, strenge, ja herbe erscheinen.

Wir achten in jedem Kinde, in jeder uns übergebenen jugendlichen Seele den werdenden, freien, denkenden Menschen; *aber* wir erkennen mit Trauer in manchem unscheinbaren Charakterzug die Quelle und den Keim späterer Sorgen und künftigen Elends, das wir so gerne von Ihnen abwenden möchten; und heißes erbarmen faßt uns, wenn wir denken, daß das Leben mit seiner rauhen Wirklichkeit die knospengleiche Jugendblüte oft hart genug rütteln wird und daß mancher von Ihnen – vielleicht gerade der Heitersten und Zukunftsfrohesten – viel Jammer und unsäglicher Kummer harren kann.

Mit dieser Liebe und diesem Erbarmen im Herzen ist uns *unser tägliches und stündliches Tun als reines Gotteswerk erschienen;* das hat uns hinweggeholfen über so manche Klippe – und das sollen auch Sie hier gewinnen, ins Leben mitnehmen, und einst Ihren Schülerinnen entgegenbringen.

Möge Ihnen der heutige Tag in Erinnerung bleiben, wenn Sie diese Bildungsstätte auch längst verlassen haben und mögen Sie an der Anregung zur freudigen Erfüllung aller Pflichten Ihres hohen Berufes, die Sie in dieser festlichen Stunde gewinnen, eine Quelle des Trostes und der Ermutigung finden, wenn die unausbleiblichen Wirren des Lebens Ihre Ausdauer ermüden und an den Idealen Ihrer Jugend zu rütteln versuchen.

Die Spitzen der hohen Unterrichtsbehörden, die durch ihre Anwesenheit unser Schulfest verherrlicht haben, S.E.den Herrn Minister, S.E. den Herrn Statthalter, die Herren Hofräte und die Mitglieder des hohen Landesschulrates bitte ich im Namen des Lehrkörpers, im Namen unserer *Zöglinge, die im stummen, willenlosen Vertrauen ihre Zukunft in Ihre Hand legen,* um Wohlwollen und Schutz für die Anstalt auch im neuen Hause und verspreche die

treueste Pflichterfüllung von Seite jedes Lehrenden und jeder Schülerin.

Weil aber alles irdische Werk nicht kann bestehen ohne den Schutz desjenigen, der den Sternen ihre Bahnen vorzeichnet und dem Wurm sein Ende bestimmt, empfehle ich schließlich diese Stätte dem Segen des Allmächtigen.

Die Staatslehrerinnen-Bildungsanstalt in Wien hat ihre Übersiedlung in das neue Schulhaus (I.Hegelgasse 14) am 3.October 1885 durch ein Schulfest gefeiert, dem Seine Excellenz der Herr Minister für Cultus und Unterricht, *Baron Conrad Eybesfeld,* der Herr Sectionschef im hohen Unterrichtsministerium, *Ritter v.Hermann,* die Herren Hofräte *von Ullrich* und *von Krumhaar,* Herr Statthaltereirath *Dr.Erich Wolf,* die Herren Landesschulinspectoren von Niederösterreich, die Mitglieder des Bau-Comités mit dem Herrn Oberbaurath im Ministerium des Inneren *v.Schaumburg* an der Spitze, die Herren Architekten *Dominik Avanzo* und *Paul Lange,* sowie Vertreter mehrerer Lehranstalten Wiens anwohnten.

Um einerseits ein Erinnerungszeichen an die seltene und erhebende Feier zu schaffen und dem Wunsche des Lehrkörpers nach Veröffentlichung der Festrede zu entsprechen, um andererseits den Zöglingen der Vorjahre, welche dem Feste nicht anwohnen konnten, die Hauptmomente desselben vorzuführen, entschloß sich der Gefertigte, die Festrede, sowie das Festgedicht und die Festcantate in Druck erscheinen zu lassen und den Gesammtertrag der Broschüre ohne jeden Abzug für Druckkosten der Schülerlade der k.k.Lehrerinnenbildungsanstalt in Wien zu widmen.

Mit dem Wunsche, daß die sittliche Anregung, die durch das Fest beabsichtigt war, in weiteren Kreisen der Lehrerinnen Wiederhall finden möge, übergebe ich diese Blätter meinen Schülerinnen mit meinem besten Gruße.

Wien, im October 1885.

Dr.Franz J.Kretschmeyer, *k. k. Schulrath und Director der Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Wien.*

Die Broschüre ist durch den Schuldiener an der k.k.Lehrerinnen-Bildungsanstalt *Karl Jungbauer* gegen Einsendung des Betrages von 30 kr. zu beziehen.

Aus: Festschrift des BORG 1, Hegelgasse 14, 1010 Wien, zum 100jährigen Bestand der Schule

Der neunhundertfünfzigjährige Baum.

Festrede des Oberlehrers von Frankenfels 1946 (Einleitung: Ernst Langthaler)

„Österreich hat heim gefunden ins deutsche Mutterland."
Karl Weber, 1938
„Der Österreicher hat ein Vaterland, er liebt es und hat auch allen Grund es zu lieben." derselbe, 1946

Am 20. Oktober 1946 versammeln sich im niederösterreichischen Frankenfels nach der Sonntagsmesse Pfarrer, Gemeindevertreter, Vereine und zahlreiche Ortsbewohner, um an der Feier „950 Jahre Österreich" teilzunehmen. Die Lehrerinnen und Lehrer, die mit ihren Schülerinnen und Schülern das Festprogramm in wochenlanger Arbeit vorbereitet haben, werden in der übernächsten Ausgabe der St. Pöltner Zeitung viel Lob dafür ernten. Besonders hervorgehoben wird in dem Artikel die Festrede des Oberlehrers Karl Weber, mit der die Feier ihren Höhepunkt fand. Weber, der nach seiner 1938 erfolgten Zwangspensionierung nun bereits seit einem Jahr wieder die Schulleitung inne hat, gibt – so der Berichterstatter – mit seinen Worten ein „beredtes Bekenntnis zu Österreich" ab. Lesen wir heute, aus der Distanz von 50 Jahren, diesen Text, dann stellt sich bald heraus, daß der Dorfschullehrer in diesem Moment mehr sagt, als er vermutlich sagen möchte. Indem er von seinem Standpunkt aus auf das Früher seiner imaginierten Vergangenheit, auf das Jetzt seiner imaginierten Gegenwart und auf das Später seiner imaginierten Zukunft blickt, erklärt er nicht nur den Zuhörern, sondern auch sich selbst die Welt. Dieser Konstruktionsprozeß beleuchtet jene Phase des nationalen Diskurses nach 1945, in der das Konzept einer österreichischen Nation zwar in den Köpfen intellektueller Experten bereits formuliert, aber noch nicht in die Lebenswelten der Vielen implementiert ist. Akteure wie der Dorfschullehrer Karl Weber übernehmen in diesem Kommunikationsprozeß, in dem das Konstrukt „950 Jahre Österreich" zwischen „oben" und „unten" verhandelt wird, eine doppelte Übersetzerrolle: Sie decodieren die Botschaft der Senders – hier: der Unterrichtsverwaltung – zunächst

für sich selbst und codieren sie danach für die Adressaten – hier: die Lehrer, die Schüler und die Dorföffentlichkeit; gleichzeitig decodieren sie die Reaktionen der Bevölkerung vor Ort und tragen sie codiert – hier: in Form eines Zeitungsartikels – weiter. Das Ergebnis ist ein Text, in dem sich die Logiken der Sender, der Übersetzer und der Adressaten zu einem vielschichtigen Österreich-Bild verbinden, dessen Lücken, Widersprüche und Brüche nur notdürftig durch rot-weiß-rote Rhetorik verdeckt werden.

Karl Weber kleidet seine Österreich-Laudatio in eine bildhafte Sprache; die dominante Metapher des Baumes verweist auf einen wichtigen Baustein seiner Identitätskonstruktion: Österreich figuriert als lebender Organismus. Wie der uralte Baum, dessen Wurzeln sich im Erdreich festklammern und es dadurch vor Erosion bewahren, den heftigsten Stürmen widersteht, so trotzt auch das Österreichertum seinen vornehmlich aus dem Osten kommenden Feinden, indem es an seiner „Eigenart" festhält und seiner „ewigen Sendung" im Donauraum als völkerverbindende „Brücke" nach innen und „Bollwerk" nach außen nachkommt. Das Konstrukt eines vorgezeichneten „geschichtlichen Weges" ermöglicht es überdies, die „Wühlarbeit" des Nationalsozialismus vom Österreichischen abzuspalten; daß dieser Weg dennoch als „deutscher" erscheint, blitzt an verschiedenen Textstellen durch: Wien als „die schönste aller deutschen Städte", die „Mark im Osten" als „Schild" gegen die „berittenen Völkerscharen", die „Gefahr" der magyarischen, slawischen und italienischen Forderungen. Die Identitätsebenen – (Alt-)Österreichertum, Deutschtum und ein akzentuierter Landespatriotismus – verbinden sich zu einer Gemengelage, die es dem Dorfschullehrer ermöglicht, vom „österreichischen Vaterland" zu sprechen und gleichzeitig an das „deutsche Mutterland" zu denken.

Der Österreicher hat ein Vaterland, er liebt es und hat auch allen Grund es zu lieben. Unser schönes Österreich ist ein Land mannigfaltigster Naturbildung. Wo romantische Bergwildnis, firnenglänzend, mit schwindelnden Abgründen sich auftut in herrliches Getreideland, in weite Ebenen mit seinen verwitterten, runden Granitkuppen im Mühl- und Waldviertel; wo durch Klammen in rasender Wut brechende Wildwasser, dahinbrausende Wasser-

fälle wechseln mit friedlich besonntem Bild des mächtigen Nibelungenstromes, der in gleichmäßiger Ruhe stilles Uferland durchzieht; wo Hochgebirgsseen, Wasserspiegel in Eis und Schnee, mit elegantesten Fremdenorten am behaglichen Badestrande, unberührte Einsamkeit winterlicher Bergwelt, flutende Geselligkeit in den Wintersportplätzen, endlose Wälder in den steirischen Bergen, weltferne Dörfer und Landstädte, die kaum im Laufe der Zeit eine Veränderung erlitten, mit der herrlichen Großstadt Wien am Donaustrande wetteifern, da ist unser Heimatland, unser schönes Österreich!

Bilder der Sehnsucht steigen in uns auf, wenn wir der kühlen Laubengänge der alten steinernen Städte Südtirols Bozen, Sterzing und Meran gedenken, wo in stolzer Ruhe das Standbild des großen Minnesängers Walther von der Vogelweide steht, wo gesegnete Talweiden voll wunderbarsten Reichtum an Tafelobst prangen und an allen Hängen in trunkener Seligkeit die Rebe ihr uraltes Sonnenlied singt. Leuchtend flammen hier die Dolomiten in einer Bergwelt, deren Schönheit gar nicht übertroffen werden kann, Zwerg Laurins Rosengarten.

Aus dieser herrlichen Bergwelt führend erschließt das traute Pustertal das sonnige Kärntnerland, das Land der Lieder eines Koschat, dem sich die Heimat des großen österreichischen Dichters, Peter Rosegger, die grüne Steiermark, würdevoll anschließt. Silhouettenartig umschließen das Steinerne Meer, das mächtige Tennengebirge und die Hohen Tauern das schöne Land Salzburg mit seiner gleichnamigen ewigen Stadt der Kirchen, Klöster, Dome, Katakomben, Burgen und Schlösser; die Stadt der Musik, Heiterkeit und des Frohsinns, der sich der sagenumwobene Untersberg als mächtige Kulisse der Natur aufwuchtet.

Kernzelle unseres schönen Heimatlandes ist und bleibt das Tal der Donau. Dieser historische Kern der europäischen Geschichte ist seiner Lage nach Schild und Deckung, wie ausgesprochener Wegweiser und Bezwinger einer fremden Welt gewesen. Das österreichische Donautal und die nach der Tiefebene Ungarns hin sich senkenden Ostalpenhänge waren langgestreckte Riegel für das Hinterland.

Unser herrliches Wien, von vielen Schicksalen ergriffen und geführt, selbst aber wieder Schicksale lenkend, erst Römerkastell,

Herzogssitz, Kaiserstadt und endlich Bundeshauptstadt eines kleinen bedrängten Freistaates, oft schwer verwundet, im Kern getroffen, verloren gegeben, aber immer wieder erneuert, hat sich diese wahrhaft ewige Stadt zu behaupten gewußt als die schönste aller deutschen Städte, die bezauberndste, rebenumsponnene, am meisten besungene, bei deren bloßer Nennung sich bereits jedes Menschenantlitz verklärt.

Da stehen alte gotische Kirchen noch in ihrer herben Schönheit, da winden sich mittelalterliche Gassen eng um hohe, kühle Häuser, da dehnen sich Barockpaläste in anspruchsvollem Stolz in gelassener Ruhe, und überall sprechen hier Jahrhunderte. Auf der herrlichen Ringstraße, einer einzigartigen „via triumphalis", reihen sich Gebäude, die Geist, Kunstfreude, Sammellust und Kultur, Gestaltungswille, Verwaltungskraft der Großstadt und Österreichs verkörpern.

Verträumte, behagliche Vorstädte, alt in ihrem Ursprunge, haben ihr altes Sonderleben, ihre ausgeprägte Eigenart ohne künstliche Pflege bewahrt und manch traulicher Winkel hütet in Stille das Behagen der Biedermeierzeit. Uralte Häuser mit dickem Gemäuer erzählen aus den Festwochen des glanzvollen Wiener Kongresses und in manch altem Hofe duftet der Flieder, stehen Nußbäume, die treuen Begleiter des Weinbauern und überall scheint hier wie eine ferne, süße Melodie der Name Franz Schubert zu tönen.

Mit hinreißender Kraft hat sich der Name von Grinzing die Welt erobert und wenn Menschen aus dem grauen Alltag heraus gesellige Wege zur Freude suchen, erschallt das leichte Lied des Frohsinns: „Ich muß wieder einmal in Grinzing sein, beim Wein, beim Wein, beim Wein!"

Welche Fülle von Begabungen hat diese unvergleichliche Stadt hervorgebracht und wie zäh haben ihre Bewohner trotz aller Schicksale an der alten Eigenart festgehalten. Wie oft hat mancher Wiener über seine Vaterstadt den Stab gebrochen und ist dann in der Ferne heißester Sehnsucht erlegen. Wien bleibt Wien!

Still und unvergessen, schweigend geht die Donau ihren uralten Weg, still, als wäre noch die alte Zeit, da sie Grenze war zwischen dem römischen Weltreiche und der freien Macht der Germanen Marbods, wo sie Heerweg und Schicksalsweg zugleich

war. Der ganze Donaulauf Niederösterreichs ist durch den Namen Nibelungenweg verewigt, auf dem uns der edle Markgraf Rüdiger als edelster Vertreter des Österreichertums entgegentritt.

Das österreichische Donauland, die Ostalpentäler, erleben unruhige Zeiten. Die römischen Donauprovinzen fallen in der Völkerwanderung. Gewaltige Kämpfe spielten sich hier zur Zeit des Welterschütterers Attila ab, und nach dessen Tode branden neue Schreckenswellen heran. Die ungarische Tiefebene übte auf die berittenen Völkerscharen eine gewaltige Anziehungskraft aus, die für den Westen im Verlauf der Geschichte so oft verhängnisvoll wurde. Diese Gefahren abzuwehren, wurde die Mark im Osten geschaffen, als erstes Österreich in der Geschichte.

Seit dem 21. Juli 976 begegnet uns hier mit Leopold I. das Geschlecht der Babenberger, aus dessen Leben uns die Sage vom zerbrochenen Bogen noch in Erinnerung ist. In kraftvollem Vordringen erweitert der neue Markgraf sein Land, erobert die Eisenburg und gründet an ihrer Stelle zum Andenken an den glänzenden Sieg Über die heidnischen Magyaren das heutige Stift Melk.

In einer Urkunde, die am 1. November 996, also vor 950 Jahren, in der kaiserlichen Kanzlei Ottos III. ausgestellt wurde, wird zum erstenmal der Name Ostarrichi in Bezug auf das heutige Österreich erwähnt. In diesem Vertrage wurden (die Hofrechte) dem Hofstifte Besitzungen im Orte Neuhofen a. d. Ybbs zum Geschenk gemacht. Durch einen weiteren Vertrag, den der spätere Babenberger Jasomirgott mit Friedrich Barbarossa 1156 abschloß, dem „privilegium minus", wurde Österreich ein selbständiges Land. Die Gerichtshoheit war damit errungen.

12 Herrscher aus dem Hause der Babenberger regierten durch 270 Jahre in Österreich. Während dieser Zeit blühte zwischen Wien und Ungarn der Handel durch regen Schiffsverkehr auf der Donau auf und in lebensfrohen Städten und Dörfern arbeitete eine fleißige Bevölkerung. Ein wohldurchdachtes System von Burgen sicherte dem Lande Schutz vor feindlichen Überfällen und zahlreiche Klostergründungen vermittelten Bildung und Kultur.

Mit dem Tode Friedrichs des Streitbaren, am 15. Juni 1246, in der Schlacht an der Leitha, starb das Geschlecht der Babenberger aus. Sein Tod bedeutete fÜr Österreich das Ende eines goldenen Zeitalters.

In den Grüften der von den Babenbergern gegründeten Klöster Melk, Lilienfeld und Heiligenkreuz ruhen die Gebeine der hochsinnigen Markgrafen und Herzoge. Das Werk dieses Herrschergeschlechts aber überdauerte weithin seine Schöpfer.

Angesichts der stolzen Entwicklung, die Österreich unter der Herrschaft der städte- und klöstergründenden Babenberger gewonnen hatte, bricht mit dem Tode des letzten Herrschers eine schwere Zeit herein. Sie ist als Interregnum gekennzeichnet. Rudolf von Habsburg ist emsig bemüht, die strittigen Länder seinem Hause zuzuwenden. Im Jahre 1282 gelingt es, daß sein Herrscherhaus im Donauraum hoffnungsvoll Wurzel schlägt. Durch die Erwerbung Tirols und die Fußfassung an der Adria durch die Habsburger, war die bescheidene Ostmark erst recht zum Österreich geworden. Eine vielgestaltige Welt war hier zusammengeballt, Gebiete, die durch die Natur zu einem Eigenleben wie geschaffen schienen und erst nach langer Dauer so recht in das Ganze hineinwuchsen.

Die Habsburger, durch das Glück begünstigt wie kein anderes Herrschergeschlecht, haben auch selbst mit Tapferkeit, Fleiß und Klugheit ihren Besitz vermehrt. Österreich, gelöst aus jahrhundertelanger Türkensorge ist zur Großmacht geworden. Wechselvolle Schicksale folgen mit dem Regierungsantritt Maria Theresias. Doch gelingt es ihrer Tatkraft, daß Österreich die Generalprobe als Großmacht besteht. Durchgreifende Reformen sichern den inneren Aufbau des Reiches. So weht ein frischer Wind des Werdens, Begründens eines stolzen Reiches. Langandauernde Franzosenkriege folgen und lassen Österreich nicht zur Ruhe kommen. Sie werden bald von politischen Unruhen in Österreich abgelöst.

Seit der Schlacht bei Mohacs waren die österreichischen Erzherzogtümer mit den Ländern der böhmischen und denen der Stephanskrone vereinigt. Seit 1804 sind sie alle durch den gemeinsamen Titel des Kaisertums Österreich gebunden. Dieser übernationale Begriff Österreich, vertreten durch ein Herrscherhaus, das in sich selbst wurzelte, war noch im Zeitalter eines Metternich berufen, als Hüter der europäischen Ordnung am Platze zu sein. Nun aber wurde die Einheit Österreichs durch die Forderungen der Magyarern, Slaven und Italiener in Frage gestellt. Aber auch diese Gefahr geht durch eine glückliche Abstimmung im Parla-

ment der Paulskirche, 18.5.1848, an Österreich vorüber. Österreich wird im Laufe des geschichtlichen Geschehens zur Doppelmonarchie.

Wien war noch immer der Inbegriff völkerüberbrückender, schicksalslenkender Kraft. Bedeutende Baumeister schufen noch ragende Werke. Weithin dringen die Erzählungen, Schilderungen des in Tirol lebenden Dichters Pichler und eines Peter Rosegger aus der Steiermark. Auf Wiener Boden erringen Anzengruber, Hamerling, Ferdinand v. Saar und die große Erzählerin Ebner-Eschenbach große Erfolge. In der Musik behauptet Österreich den alten Rang. Johann Strauß erobert sich die bewohnte Erde mit der unwiderstehlichsten Musik der Welt. Hasners Reichsvolksschulgesetz, 1869, hat die allgemeine Volksschule geschaffen.

Doch Österreich drohen neue Gefahren während des Balkankriegs. Mühsam wird der Krieg vermieden, doch die Weltkatastrophe 1914 – 1918, läßt sich von Österreich nicht abwenden. Über Österreich geht es wie ein entsetzlicher Traum. Das alte Österreich-Ungarn (ist) der Geschichte ist tot. Als verstümmelter Rest von der einstigen Großmacht wird Österreich hinter die Grenzen zurückgeworfen, die es bereits um das Jahr 1200 besaß.

Inzwischen hat der Nationalsozialismus in Österreich seine Wühlarbeit begonnen, der zum Kanzlermord am 25. Juli 1934 führte und mit dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht am 12. MÄrz 1938 der Selbständigkeit Österreichs ein Ende setzte. Das Beginnen des Nationalsozialismus, die geschichtlichen Wege der Nationen zu durchkreuzen, mußte zu seinem Zusammenbruch führen.

Doch auch diese Epoche ist an uns vorübergegangen. Trüb genug sieht es noch aus in der weiten Welt, aber zur Verzweiflung an der Zukunft ist trotzdem kein Anlaß. Nur nicht nach bequemen Pfaden und wohlgeebneten Straßen und alle paar Schritte nach Wegweisern suchen. Hindernisse sind da, damit sie überwunden werden. Über eines müssen wir uns klar sein, die Generation nach uns wird über uns Gericht halten, ob wir, gemessen am Geschehen der Zeit, mutvoll und tüchtig oder feige und unfähig gewesen sind. Gleiches Leid und gleiche Not haben alle Österreicher fest zusammengefügt und aneinandergebunden. Bäume, mit so starken und tiefen Wurzeln, wie sie das Österreichertum geschlagen

hat, können die Stürme der Geschichte höchstens entblättern, aber nicht stürzen.

Bleiben wir unserer Heimat treu, einig und geschlossen, dann werden auch alle Schwierigkeiten der Gegenwart glücklich überwunden und unser Vaterland Österreich wird dann einer neuen Blütezeit entgegengehen. Glücklich jenes Geschlecht, das den Sinn des Lebens im gemeinsamen Schaffen erkannt haben wird. In der großen neuen Gemeinschaft zu leben wird nur dann Wert und Zweck haben, wenn die Wirksamkeit des Verstandes vom kraftvollen, sittlichen Aufschwunge der Massen begleitet sein wird.

Und nun möchte ich mit den Worten des Preisliedes Professor Wagners über unser herrliches „Fleckerl" Niederösterreich schließen:

Is wo a Landl, nöt z'groß und nöt z'kloan,
oba für uns akrat recht, wiar i moan.
S' Land hat vier Viertel, sunst war's jo nöt ganz,
und wos'd die hindrahst, a jeads voller Glanz,
Daß'd nöt lang raten muaßt, Brüaderl, i nenn's:
Das ist mein Österreich unter der Enns!

Quellen:

Chronik der Volksschule Frankenfels, Bd. 3, Schuljahr 1946/47.
St. Pöltner Zeitung vom 31.10.1946, S. 4 f.
Karl Weber, Tagebuch, Manuskript, Frankenfels 1938.

Eine Festrede,

1989 gehalten von SchülerInnen des BRG II Wien zur Enthüllung der Gedenktafel für die im Jahr 1938 vertriebenen jüdischen SchülerInnen

Zu Beginn des Schuljahres 1988/89 – also schon nach dem großen kollektiven Bedenken – zeigte sich für die Schulgemeinschaft des BRG 2 im 2.Wiener Bezirk die Notwendigkeit, sich mit einem Kapitel unbewältigter Vergangenheit an der eigenen Schule zu beschäftigen, ein Kapitel, das auch bei der 125 Jahrfeier der Schule 1983 ausgespart wurde: Was war mit den zahlreichen jüdischen SchülerInnen, die im Frühjahr 1938 von der Schule vertrieben wurden, geschehen?

Das über ein Jahr laufende Projekt kann hier nur angedeutet werden (1): Nach genauen Recherchen in verschiedenen Ämtern konnten erste Kontakte mit Überlebenden in aller Welt geknüpft werden. In gemeinsamer Arbeit von Eltern, SchülerInnen und LehrerInnen wurde eine Gedenktafel mit all den Namen der Verschollenen und Vergessenen hergestellt und in der Aula angebracht. Zur Enthüllung der Tafel – eingebettet in verschiedene Projekte – gab es eine Feier, zu der auch Gäste verschiedener Institutionen eingeladen wurden, von denen aber keiner zu Worte kommen sollte, die Feier wurde nur von den SchülerInnen gestaltet. Im Zentrum stand bei wie allen Feiern die Festrede: gehalten wurde sie von zwei SchülerInnenvertreter und von Frau Dr. Susanne Bock als Vertreterin der 1938 vertriebenen jüdischen SchülerInnen, die die Schulgemeinschaft durch viele Monate durch das Projekt begleitet hatte.

„Der Inhalt der Rede wurde von uns allen gemeinsam erarbeitet, und so wurde oft über einzelne Passagen, Satzteile und Wörter lange diskutiert und manchmal auch darüber abgestimmt." (Matthias 7.Klasse):

Josef Nizav, einer jener Schüler, die 1938 aus unserer Schule vertrieben wurden und heute in Israel lebt, hat uns auf unsere Einladung zu dieser Feier geschrieben: „Ich freue mich, daß man sich wenigstens nach fünfzig Jahren an die jüdischen Schüler, die

in der Schule gelernt haben, erinnert. Ich hoffe sehr, daß das ein gutes Zeichen für die Zukunft ist."

Dieser Satz macht betroffen oder zumindest nachdenklich. Für uns Schüler und Schülerinnen bedeuten fünfzig Jahre eine sehr lange Zeit. Es ist für uns schwer verständlich, daß innerhalb dieser fünfzig Jahre nur sehr wenig getan wurde und daß es eines Gedenkjahres 1938/88 bedurfte, um uns die Ereignisse dieser Zeit etwas näher zu bringen. Fast hätten wir zu lange gewartet.

Wir werden oft mit Sprüchen beruhigt und lassen uns nur allzu leicht beruhigen: „Laßt die Vergangenheit ruhen! Was haben wir damit zu tun? Denkt lieber an Gegenwart und Zukunft!"

Wir sind uns aber in vielen Diskussionen klar geworden, daß wir ohne das Wissen um die Vergangenheit unsere Gegenwart und Zukunft nicht bewußt gestalten können. Unsere Vergangenheit ist unsere Zukunft.

Wir Schülerinnen und Schüler können uns an die Ereignisse jener Zeit nicht erinnern, weil wir sie nicht miterlebt haben, aber wir brauchen das Wissen um diese Zeit, Ihr Wissen, liebe Zeitzeugen, ist für uns JETZT notwendig, wir wollen von Ihren Erfahrungen hören, wir wollen sie nicht missen, wir brauchen sie, um Gefahren rechtzeitig zu erkennen und Unmenschlichkeiten zu bekämpfen.

Wir haben bei der Erstellung dieser Tafel erkennen müssen, daß unsere Wunschvorstellung, etwas gutmachen zu können, nämlich die Vertriebenen dieser Schule wieder heimzuholen, zurückzuholen, naiv und undurchführbar ist, weil Verbrechen, die tiefe Wunden geschlagen haben, nicht ungeschehen gemacht werden können. Wir hoffen aber und glauben, daß wir durch die Begegenung mit Ihnen viel lernen können.

Aus diesen Überlegungen heraus ist unser Projekt entstanden. Briefe und persönliche Kontakte mit Überlebenden aus dem Kreis der ehemaligen Schülerinnen und Schüler, die in der ganzen Welt verstreut leben, und die eigene Betroffenheit ließ in unserer Schulgemeinschaft die Idee der Gestaltung einer Tafel mit den Namen aller Vertrieben entstehen. Wenn wir von allen Vertriebenen sprechen, denken wir auch an die jüdischen Lehrer, die ebenfalls die Schule verlassen mußten, über deren Schicksal wir aber nichts erfahren konnten.

In der Schulgemeinschaft wurde lange überlegt, ob eine allgemein gehaltene Tafel oder eine Namenstafel erstellt werden sollte. Wir haben uns für die Namenstafel entschieden. Mit der Nennung von Namen wurden für uns ganz konkrete Schicksale lebendig, wir haben bei der Herstellung der einzelnen Tontafeln aufgrund der Recherchen ahnen können, welches Schicksal hinter dem Namen steht. Wir haben uns ganz bewußt für diese Art der Gestaltung entschieden, und zwar für die Verankerung der Tontafeln direkt an der Mauer, auf den bloßen Ziegelsteinen. So können sie nicht entfernt werden, ohne Spuren zu hinterlassen.

Für jene, die vernichtet, ausgelöscht wurden, gibt es keinen Grabstein, keinen Ort, wo ihr Name steht. Hier an dieser Stelle, sollen sie ihren Platz haben.

Wir haben uns während der Arbeit sehr intensiv mit den Geschehnissen jener Zeit auseinandergesetzt und viel von den schrecklichen Ereignissen gehört. Dabei ist uns klar geworden: Vielleicht können wir uns manche der furchtbaren Unmenschlichkeiten vorstellen, wirklich begreifen können wir sie sicher nicht.

Wir können auch verstehen, wenn uns Josef Nizav aus Israel schreibt: „Selber kann ich mich nicht überwinden, und ich kann deshalb nicht zu euch kommen. Die vergangenen Zeiten, die Erinnerungen, die Eltern und die sonstige Familie, die umgekommen sind, haben auch heute noch Einwirkung auf mich."

Gerade weil wir das verstehen, haben wir uns über die positiven Antworten anderer Überlebender auf unsere Einladung gefreut. Sie konnten aus verschiedenen Gründen nicht zu dieser Feier kommen. Umso größer ist unsere Freude – weil wir uns vorstellen können, wie schwierig es ist, die Schule wieder zu betreten, aus der man Sie vertrieben hat, daß Sie, Frau Bock, Frau Beer, die deswegen sogar aus London gekommen sind, heute an dieser Veranstaltung teilnehmen.

Wir wollen mit dieser Namenstafel mehrere Dinge erreichen: Wir wollten sichtbar machen, daß Unmenschlichkeit und Unrecht nicht vergessen werden dürfen.

Wir wollten, daß – für heute und für die Zukunft – der Satz „Alle Menschen sind gleich an Recht und Würde" Gültigkeit hat. Wir kennen leider die Realität, und wir wissen, daß dies nicht so

ist. Es würde zu weit führen, auf Ungerechtigkeiten, Unmenschlichkeiten in unserem Land, in der ganzen Welt zu verweisen. Wir erfahren auch in unserem Schulalltag, im Umgang miteinander, wie leicht es geschehen kann, daß aus Unwissenheit, durch das Übernehmen von Vorurteilen, aus Unsicherheit, aus Scheu vor der Auseinandersetzung mit Mitschülern, die uns anders erscheinen, Unrecht geschieht, daß sie gedemütigt werden, ausgeschlossen werden.

So soll diese Tafel für die Gegenwart und Zukunft auch das Ziel haben, daß Diskriminierungen jeder Art nicht mehr geschehen sollen. Benno Perl, ein vertrieben Schüler, der jetzt in den USA lebt, schreibt uns: „Die heutigen Schüler sind ja eine neue Generation und hoffentlich lernen sie etwas Positives, vor allem Menschlichkeit, Brüderlichkeit und Liebe." Wir sollten versuchen, die Zuversicht nicht zu enttäuschen.

Frau Dr.Susanne Bock, die Vertreterin der vertriebenen jüdischen SchülerInnen, sprach:

An diese – Ihre und auch meine – Schule hatte ich nach den März- und Apriltagen des Jahres 1938 keine guten Erinnerungen, ja noch schlimmer: gedemütigt, von der Schule verwiesen, von den Mitschülern teilnahmslos und verständnislos allein gelassen, zählten die Erlebnisse dieser Zeit zu den Alpträumen, zu jenen Dingen, die man eher vergißt und verdrängt, als sich ihrer zu erinnern.

Ich bin nach Ende des Krieges, im Jänner 1946 nach Wien zurückgekehrt, ich habe die Stätten meiner Kindheit besucht, aber niemals habe ich diese Schule seit damals betreten, selbst die Straße, selbst die Gegend habe ich vermieden.

Im Zusammenhang mit der Vorbereitung dieser Veranstaltung war ich dann doch wieder in diesen Mauern. Die Gruppe von Ihnen, die ich dabei kennengelernt habe, Lehrer, Eltern, Schüler, hat mir die Platzangst, die Scheu, wieder hierher zu kommen, genommen. Ich wurde mit Entgegenkommen, Verständnis, Freundlichkeit, ja Freundschaft aufgenommen, ich habe erfahren, wie viele ernste und aufrichtige Anstrengungen hier in den Versuch investiert wurden, alte, aber unverarbeitete Probleme aufzuarbeiten, und dafür danke ich Ihnen allen von ganzen Herzen.

Durch diese Veranstaltung wurden meine bedrückenden Erinnerungen getilgt und durch ein positives, ja ein beglückendes Erlebnis ersetzt.

Dieser, für mich so guten Erfahrung, möchte ich aber noch einen Gedanken hinzufügen, der für Sie, besonders aber für die anwesende junge Generation eine Richtschnur sein könnte: Denken Sie daran, wenn wieder einer kommen sollte, der Eure Mitschüler, Eure Arbeitskollegen, Eure Nachbarn aus Gründen der Rasse, der Hautfarbe oder der Religion heruntermacht, sie deshalb an Leib und Leben bedroht, dann schauen Sie nicht weg, nehmen Sie es nicht als fremdes Schicksal hin, sondern wehren Sie den Anfängen!

Ich danke Ihnen für Ihre Mühe, für die vielen Stunden, die Sie, Lehrer, Eltern, Schüler, in dieses Projekt investiert haben und auch dafür, daß Sie auf dieser Gedenktafel auch jener gedenken, für die es nirgends ein Andenken gibt, die wahrhaft verschollen und vergessen sind.

1) Begegenung mit Vergessenen, Verschollenen und Vertriebenen. Ein Bericht über ein laufendes Projekt am Realgymnasium Wien 2, Wien 1990, S. 40ff.
(Kostenlos zu beziehen: BRG 2, Vereinsgasse 21, 1020 Wien. Tel:214 01 85)

NOCH EIN GRUND ZUM FEIERN

Norbert Kutalek

20 Jahre *„schulheft"*

Genau genommen erscheint unsere pädagogische Taschenbuchreihe *„schulheft"* nunmehr 21 Jahre. Seit Anfang 1976 wurden 84 Nummern publiziert.

Carmen Unterholzer hat in der Zeitschrift des Österreichischen Kulturservice KULTURELL (Nr. 27, Oktober 1996) auf der Grundlage von Interviews mit einigen derzeitigen HerausgeberInnen der „schulhefte" unter dem Titel „Sprachrohr skeptischer Stimmen" eine Darstellung und Würdigung des Werdens und der Entwicklung der Taschenbuchreihe veröffentlicht. Ergänzend dazu sind diese paar Zeilen persönlicher Anmerkungen gedacht.

Unter den ersten HerausgeberInnen der „schulhefte" war auch der leider zu früh verstorbene damalige Innsbrucker Universitätsassistent Peter Seidl führend tätig. Er redigierte mit dem Hauptinitiator Uwe Bolius die Nr. 1 „Die 40-Stunden-Schule". Sein Artikel „Droht die totale Verschulung" (S. 72 – 86), insbesondere seine neun Thesen zur Schulkritik, lassen erahnen, mit welch analytischer Kraft und bildungspolitischer Sensibilität Peter Seidl die Schule von damals in wenigen Sätzen skizzierte und uns zum Weiterdenken und -handeln anregte. Es könnte für die heutigen LeserInnen und MitarbeiterInnen der *„schulhefte"* ermutigend sein, daß manches von dem, was Seidl dachte, im heutigen Bildungswesen einen gewissen Niederschlag gefunden hat; dies gilt zum Beispiel für die Autonomiediskussion, wenngleich nicht unter dem Gesichtspunkt der Einsparungen im Bildungssystem.

Die bildungspolitische Landschaft hat sich im vergangenen Vierteljahrhundert rascher verändert, als manche wahrnehmen. Die strukturellen und finanziellen Rahmenbedingungen, die schulischen Bildungsinteressen von Eltern und Kindern, die Lehrerbildung, der Arbeitsmarkt für LehrerInnen und vieles mehr haben sich erheblich gewandelt und werden sich weiter wandeln.

Betrachtet man etwa den Arbeitsmarkt für Lehrlinge: Ende Dezember 1987 entfielen im österreichischen Schnitt rein rechnerisch auf einen Lehrstellensuchenden zwei offene Lehrstellen (1:2), 1990 war dieses Verhältnis 1:6, 1996 bereits umgekehrt 2,4:1, in Wien sogar 6,6:1! (ÖIBF bzw. AMS).

Oder: Man beachte die Reaktion mancher universitärer Pädagogikinstitute auf den Entwurf des Bundesgesetzes über Studien an Universitäten (UStG) vom November 1996, im besonderen zu § 60 (1) und Punkt 2.3.10 der Anlagen zu diesem Gesetz bezüglich der Anrechnung von Studien, die an den Pädagogischen Akademien abgelegt wurden.

Drittes Beispiel: Die versuchsweise Einführung einer Art von verpflichtendem Ethikunterricht für SchülerInnen, die sich vom Religionsunterricht abmelden. Eine u.a. von den Motiven her vergleichbare Regelung, die ich schon immer für verfassungswidrig gehalten habe, gibt es an Pädagogischen Akademien seit vielen Jahren, wobei Studierende, die sich vom Religionsunterricht abmelden, zusätzliche Prüfungen an anderen Humanwissenschaften ablegen müssen.

Letztes Beispiel: Das Thema der sogenannten Globalisierung ist bildungspolitisch noch wenig besetzt und pädagogisch kaum angesprochen. Karin Fischer versuchte in ihrem Beitrag „Fallen der Globalisierungsdiskussion" (Die Alternative, Nr. 1-2, 1997) einen nützlichen, kurzen Problemaufriß mit folgenden Schwerpunkten: Abbau des Wohlfahrtsstaates, Technologieschub, Öffnung der nationalen Finanzmärkte, internationale Konkurrenzfähigkeit, Verdichtung der Kooperation innerhalb transnationaler Konzerne sowie Veränderungen (Flexibilisierung) in der Arbeitsorganisation.

Wie immer man die angeführten Tatbestände bewertet, sie dienen hier lediglich als Hinweis dafür, daß öffentliche bildungspolitische und pädagogische Stellungnahmen im Interesse einer weiteren Demokratisierung des Bildunsgwesens notwendig und wünschenswert sind und dies auch in der gedruckten Form der *„schulhefte"*. Obwohl das *„schulheft"* keine große Reichweite hat, ist es doch eine der initiativen Publikationen, die diesen Demokratisierungsprozeß fördern.

Den an der Grenze der Selbstausbeutung und ohne Honorar arbeitenden aktiven Gestalterinnen und Gestaltern der *„schulhefte"* wünsche ich weiterhin entsprechende Problemsichten und das erforderliche Stehvermögen, die Freude an ihrer Arbeit und die politisch-emanzipatorische Kraft dazu; natürlich auch viele und womöglich mitarbeitende LeserInnen.

Diese Wünsche können mit der Feststellung untermauert werden, daß das inhaltliche und formale Niveau der *„schulhefte"* in den letzten Jahren sehr gewonnen hat; das wird beispielsweise bei den Nummern 82/96 (Die verzerrte Welt in unseren Köpfen. Beiträge zur Umweltwahrnehmung) und 83/96 (Gewalt? in der Schule?) deutlich sichtbar.

Schulheft Nr 1, 1976
Aus dem Vorwort:
Müssen Schulhefte immer grau sein?

In der Schule unterrichten die Praktiker, auf den Akademien und Universitäten lehren die Theoretiker; und beide haben, so scheint es, oft nichts gemein, obwohl sie über dasselbe Thema sprechen: den Schüler. Der Lehrer im Klassenzimmer mit 35 Kindern, und der Erziehungswissenschaftler auf seinem Lehrstuhl; der praktische Unterricht in der Klasse, und die theoretische Forschung über das Geschehen im Klassenzimmer und Elternhaus, kurz: die Welt der Theorie und die der Praxis klaffen oft weit auseinander und scheinen keine Berührungspunkte zu haben.

Außer Lippenbekenntnissen gab es bisher kaum ernsthafte Versuche einer gemeinsam organisierten Zusammenarbeit zwischen Theoretikern und Praktikern. Die SCHULHEFTE wagen einen solchen Versuch. Sie verstehen sich als eine Reihe, deren Gelingen notwendigerweise von der gemeinsamen Arbeit an gemeinsamen Problemen abhängt. Den Theoretikern geht ohne Praxisbezug letzten Endes der Stoff aus, und die Praktiker treten mit ihrer Praxis, wenn sie sich nicht ständig bemühen, sie theoretisch zu klären und zu durchleuchten, sehr bald auf der Stelle. Theorie allein neigt zu leeren Gedankengebäuden, Praxis allein führt zu Alltagstrott und Routine.

Die SCHULHEFTE haben daher vor, über die Probleme der Erziehung ohne parteipolitische Rücksichtnahme von beiden Seiten – der theoretischen wie der praktischen – zu berichten. Ihre

Herausgeber sind fest entschlossen, für die am Erziehungsprozeß Beteiligten, für Erzieher wie Zögling, für Lehrer, Eltern und Schüler, zu schreiben. Das allein aber genügt nicht. Um über die Probleme der Praxis zu berichten, sollten die Praktiker möglichst selber zu Wort kommen.

Je besser es uns daher gelänge, unsere Leser zur Mitarbeit an der Gestaltung dieser neuen, vierteljährlich erscheinenden Taschenbuchreihe zu gewinnen, desto eher wäre das Ziel der SCHULHEFTE erreicht, das sich die sieben Gründungsmitglieder gesteckt haben: nämlich Hilfe und Service für die mit Erziehung Befaßten zu sein.

Die SCHULHEFTE möchten also jedem an der Reform des österreichischen Bildungswesens Interessierten die Möglichkeit bieten, seine Meinung mit jener der anderen zu konfrontieren. Wo er dabei weltanschaulich präzise steht, ob er rechts, liberal oder links oder sonst irgendwo zwischen diesen Grobmarkierungen denkt, soll so lange außer Betracht bleiben, als er seinen guten Willen zur Reform der österreichischen Schule bekundet.

Die Diskussionen der letzten Jahre über die Reform unseres Bildungswesens haben überall Hoffnungen geweckt. Eltern erwarten sich bessere Bildungschancen für ihre Kinder; Lehrer ein interessanteres Berufsfeld, neue Aufgaben, und damit gleichzeitig eine Verbesserung ihrer Position in der Gesellschaft; und auch die Schüler sind angesprochen worden, in der Schule eine aktivere Rolle zu spielen und Mitsprache zu üben.

Eine solche Situation scheint uns für den Start einer neuen, zeitschriftenähnlichen Taschenbuchreihe über Schul- und Erziehungsfragen günstig zu sein. ...

Die Wissenschaft ist oft grau (nicht nur bei Goethe). Der Schulalltag ist oft grau (nicht nur beim Lehrer). Aber die SCHULHEFTE müssen nicht immer grau sein. Es liegt an uns und an Ihnen, an der Redaktion und am Leser, aus den Heften eine lebendige Taschenbuchreihe werden zu lassen.

Die Herausgeber:
Uwe Bollius, Fritz Endl, Peter Gstettner, Norbert Kutalek, Ursula Pasterk, Bernhard Rathmayr, Peter Seidl.

Inhalt der Nr. 1

POLITIK
Uwe Bollius: Tagesheim- oder Ganztagsschule – welche ist besser?
Norbert Kutalek: Die Ganztagsschule im Kraftfeld politischer Interessen
Ursula Pasterk: Die Angst des Bürgertums vor Nivellierung
Bernhard Rathmayr: Die wirkliche Bildungspolitik. Eine realistische Analyse der Auseinandersetzung um die Ganztagsschule in Prutz in Tirol

THEMA
„Nicht alles muß 50 Minuten dauern!" Ein Gespräch mit dem Direktor der Pädagogischen Akademie der Diözese Linz, Dr. Rupert Vierlinger
Franz Michael Stock: Muß Erziehung Frauenmonopol sein? Das Kind, Hauptproblem der berufstätigen Frau
Karl Heinz Gruber: Ganztagsschule – ein Blick nach England
Peter Seidl: Droht die totale Verschulung? Überlegungen zur Organisation der Ganztagsschule
Uwe Bollius: Was kostet eine Ganztagsschule?

PRAXIS
Antonia und Peter Schneck: Die Ganztagsschule aus der Sicht der Eltern
Uwe Bollius: Kinderbilder
Peter Seidl: Ein Tag in der Schule Prutz/Tirol
Uwe Bollius: Praxisprobleme der Ganztagsschule

REPORT/LITERATUR
Peter Gstettner: „Was soll man hier anstellen in der Zeit?" – Zur Situation bundesdeutscher Ganztagsschulen

AKTUELLES
Interview mit Minister Sinowatz
Franz Richard Reiter: SCHUG-Untersuchung der ÖVP
Rudolf Wimmer: Lehrerfortbildungsseminar Politische Bildung
Fritz Endl und Lehrergruppe: Die Angst des Lehrers vorm Inspektor

AutorInnen

Grete Anzengruber, AHS-Lehrerin, Wien

Klaus Bergmann, Univ. Prof., Universität Bielefeld

Ursula Gerum, Studentin der Geschichte an der Universität Wien

Gertrude Huber, Lehrerin an der Pädagogischen Akademie des Bundes in Wien

Norbert Kutalek, ehemals Lehrer an der Pädagogischen Akademie des Bundes in Wien

Ernst Langthaler, Hauptschullehrer, Frankenfels, Niederöstereich

Peter Malina, Institut für Zeitgeschichte an der Universität Wien

Manuela Mittergeber, Studentin der Geschichte an der Universität Wien

Susanne Pirstinger, Volksschullehrerin, Wien

Gustav Spann, Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien

Anton Staudinger, Univ.Prof., Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien

Karin Tscherne, AHS-Lehrerin, Wien

Gert Wagner, Volksschullehrer, Graz

Ingeburg Weinberger, BHS-Lehrerin, Wien

Ivo Zopf, Lehrer an der Pädagogischen Akademie des Bundes in Wien

LIEFERBARE TITEL

Nr.	Titel	Preis
3/77	Elternrechte/ Elternsorgen	S 10
4/77	Lehrerrechte/ Lehrer-sorgen	S 10
3/78	Schulversuche – was dann?	S 15
1/79	Schulbücher	S 15
17	Lehreraus- und -fortbildung	S 15
18	Jugend 80	S 15
20	Schulreform Made in Austria	S 15
21	KreativiTaten	S 15
23	Wer will was von der Schule?	S 15
24	Sonderschule	S 15
25	Jugend ohne Politik?	S 30
28	Lehrerpersönlichkeit I	S 30
29	Lehrerpersönlichkeit II	S 30
33	Linke Moral?	S 30
34	Schule und Beruf/ Berufsschule	S 30
35	Störfaktor Körper	S 30
36	Naturwissenschaften	S 30
37	Otto Glöckel	S 60
38	Fremdsprachen-unterricht	S 60
39	Jugendzentren	S 60
40	Arbeit & Bildung	S 60
42	Ästhetik	S 60
45	Gewerkschaft	S 76
47	Schuleinstieg	S 60
48	Konsumenten	S 60
49	Erinnerungsarbeit 1938/88	S 70
51	Mozart 1789	S 70
52	Bildungspolitik	S 100
53	Sexualität	S 100
56	Zweiter Weltkrieg	S 88
57	Österreich-EG-Europa	S 70
58	Museumspädagogik	S 140
59	Analphabetismus	S 70
60	Erziehungsziel Parteidisziplin	S 70
61	Erziehung und Bildung III	S 100
62	Community Education	S 100
63	Feministische Pädagogik	S 100
64	Schulautonomie	S 150
65	Traumschule	S 70
66	Österreichische Identität	S 100
67	Lernwidersprüche	S 100
68	Fremd-Sprachen-Politik	S 100
69	Was Lehrer lesen	S 100
71	Sexuelle Gewalt	S 100
72	Friedenserziehung	S 120
73	Team Teaching	S 100
74	Projektunterricht	S 100
75	Noten I	S 100
76	Noten und Alternativen II	S 100
77	Unabhängige Gruppen in der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst	S 100
78	Neues Lernen – neue Gesellschaft	S 100
79	Sozialarbeit & Schule	S 90
80	Lebendige Reformpädagogik	S 120
81	Lust auf Kunst?	S 120
82	Umweltwahrnehmung	S 120
83	Gewalt und Schule	S 120
84	Verordnete Feiern – gelungene Feste	S 120

Weitere geplante Titel

85	Duale Berufsausbildung
86	Erinnerungsarbeit 1997
87	Ökologie
88	Mehrsprachigkeit
89	Werkerziehung